1,90 DM / Band 614
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

BASTEI

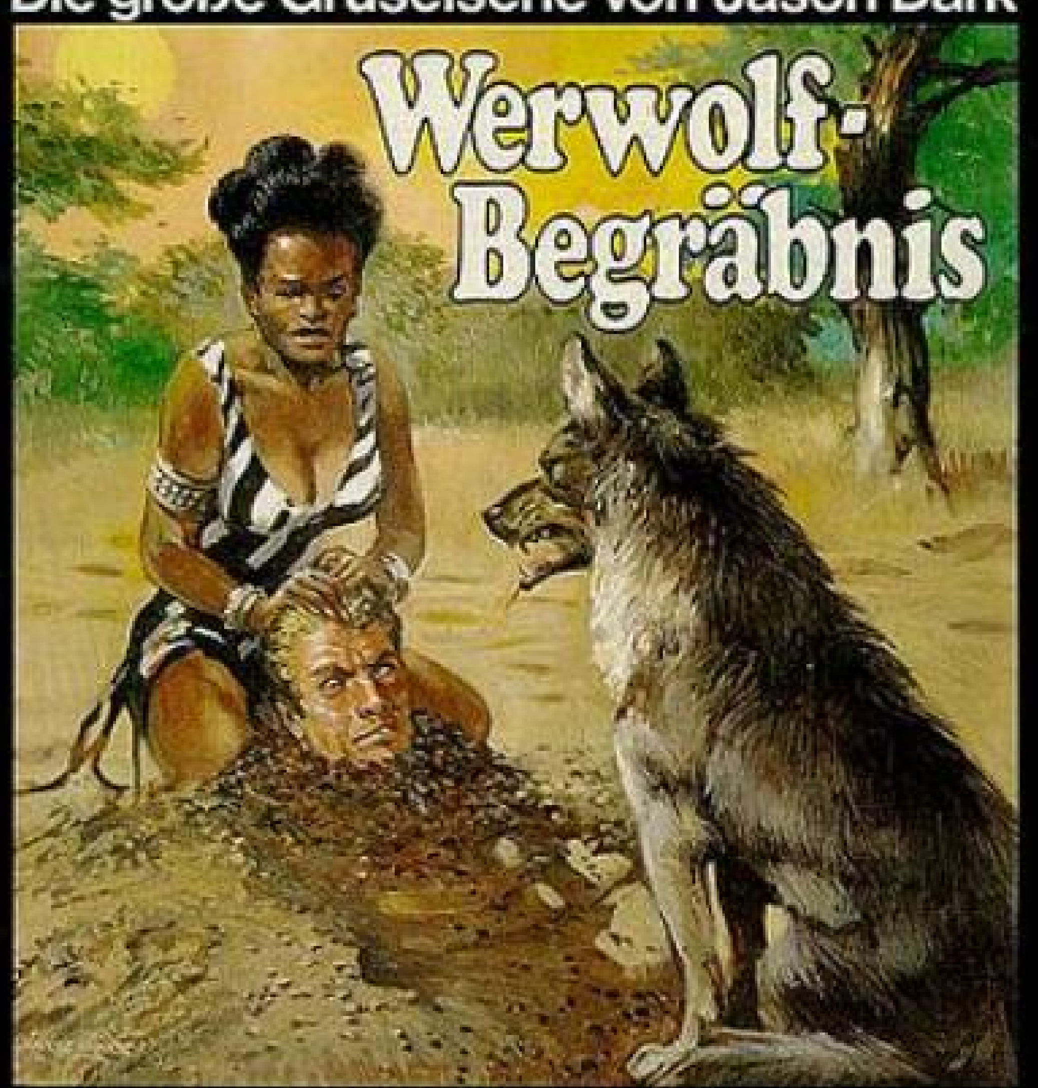
NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Werwolf-Begräbnis



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Werwolf-Begräbnis

John Sinclair Nr. 614

von Jason Dark

erschienen am 10.04.1990

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Werwolf-Begräbnis

Manchmal treffen einen Menschen die Schicksalsschläge mit der Wucht eines Dampfhammers oder wie ein lähmender Schock.

Mir erging es da nicht anders. Ich kam nach Hause, ziemlich ausgelaugt, und starrte auf den Zettel. Er klebte mit durchsichtiger Folie von außen an meiner Wohnungstür.

Stell den Fernsehapparat an! Drück die Programmtaste 14. Dann wirst du alles sehen.

Eine Minute später lief die Glotze. Was ich zu sehen bekam, war mein eigenes Begräbnis!

Ich hatte mich nicht einmal hingesetzt, stand neben dem Sessel, und es fiel mir erst jetzt auf, daß im Recorder keine Kassette steckte. Das furchtbare Bild wurde mir durch das normale Programm übertragen. Sehr langsam ließ ich mich nieder. In der Brust spürte ich die Stiche, der Hals war mir trocken geworden, und trotz des Schocks konnte ich meinen Blick nicht von der Szene wenden.

Ich steckte bis zum Hals im Sand, hatte die Augen weit aufgerissen und auf ein Ziel gerichtet.

Vor mir hockte ein Wolf! Sehr groß, mit grauem Fell und halb geöffneter Schnauze. Ob es sich bei ihm um ein normales Tier handelte oder er ein Werwolf war, konnte ich nicht herausfinden. Jedenfalls starrte mich der Wolf an, ohne mich allerdings anzugreifen. Doch er war nicht allein.

Hinter mir sah ich eine Frau.

Dunkelhäutig, von einer wilden Schönheit. Ein etwas unebenes Gesicht mit dicken Wangen, turmhoch gesteckten, dunklen Haaren, ausgestreckten Armen, wobei die Hände auf meinem Kopf lagen, als wollten sie ihn entweder in die Höhe reißen oder mich noch tiefer in den verdammten Boden hineindrücken.

Die mir unbekannte Frau trug ein schwarz-weiß gestreiftes, kurzes Kleid, das einen tiefen Ausschnitt besaß. Aus ihm quollen fleischige Brüste hervor. Die Person war nicht gerade schlank zu nennen, ich würde sie sogar als muskulös bezeichnen.

Dann verschwand das Bild.

Einfach so. Ich sah Schnee über den Monitor flimmern und drückte auf die Aus-Taste.

Langsam sank ich in den Sessel, blieb auf der Kante hocken und dachte nach, was mir allerdings schwerfiel, da ich noch immer unter den Eindrücken des Geschehens stand.

Es war nicht zu fassen. Da zeigte das normale Programm mein Begräbnis, als hätte jemand die Szenen auf einem Video-Band festgehalten. Die Person war mir zudem völlig unbekannt, ich hatte nie mit ihr zu tun gehabt, und ich fragte mich, ob dieser Sender mir einen Blick in meine eigene Zukunft gegönnt hatte.

Das war durchaus möglich, nur nicht logisch und real erklärbar.

Nur mußte ich mir so etwas eigentlich abschminken, ich hatte mit Magie zu tun, alles andere war zweitrangig.

Ich drückte noch einmal auf die Taste an der Fernbedienung. Jetzt lief das normale Programm. Irgendein Gewinnspiel, in dem die Kandidaten immer jauchzten und sich der Moderator ebenfalls nicht zurückhielt und seine Freude jedesmal mit den Gewinnern teilte, ob sie nun einen Toaster, ein Radio oder eine Kiste Ölsardinen mit nach Hause nehmen könnten.

Wieso war dieser Film plötzlich in das laufende Programm

eingespielt worden?

Ich hatte keine Ahnung, wollte mir die gewollte und gestellte Fröhlichkeit zudem nicht länger mit anschauen und stellte die Kiste aus. Wer kannte sich aus, wer konnte mir helfen?

Mit Suko konnte ich über dieses Problem nicht reden. Er war noch nicht nebenan eingetroffen und wollte die Zeit nutzen, um einiges einzukaufen. Außerdem spielte das Wetter mit, denn London erlebte den ersten starken Frost und wunderbare Wintertage, wo sogar der Himmel eine gewisse Bläue zeigte, über die nur das Sonnenlicht streifte und einen hellen Teppich ausbreitete.

Ich löste anschließend die Nachricht von der Wohnungstür und nahm mir dann vor, den Schock hinunterzuspülen. Der Whisky war gut, den ich mir großzügig einschenkte. Mit dem Glas in der Hand schritt ich nachdenklich durch meinen Wohnraum.

Ich hatte mein eigenes Begräbnis gesehen. Weshalb und wo? Sehr genau stellte ich mir die Szene noch einmal vor und dachte auch über den Hintergrund nach.

Wenn mich nicht alles täuschte, hatte mein Körper in einem weichen Boden gesteckt, wahrscheinlich Sand, und den fand man nur an der Küste.

Aber an welcher?

Bei einer Zigarette analysierte ich auch dieses Problem. Das konnte die englische Küste sein, aber auch irgendeine andere, woran ich eher glaubte, wenn ich mir die dunkelhäutige Frau vorstelle und auch die Vegetation im Hintergrund. Das hatte mir nach Karibik ausgesehen, zumindest subtropisch.

Wie dem auch sei, grundlos hatte man mir die kurzen Ausschnitte bestimmt nicht gezeigt, und ich ging immer mehr davon aus, daß es ein Blick in die Zukunft hatte sein können.

Grundlos steckte man mich nicht in den Sand und schaufelte mich bis zum Kinn zu. Es mußte schon mehr dahinterstecken. Möglicherweise hatte ich durch meine Aktivitäten irgendeinen Anstoß dazu gegeben. Welcher das war, stand in den Sternen.

Oder doch nicht?

Es war mir gelungen, die Gefühle zu unterdrücken. Ich dachte an den Fall, an dem ich gerade arbeitete. Keine besondere Sache, wenn auch ziemlich schaurig, aber je länger ich mich mit diesem Gedanken beschäftigte, um so stärker gelangte ich zu der Überzeugung, daß der Film doch etwas mit den Dingen zu tun hatte, die mein Freund und Kollege Suko und ich in Angriff genommen hatten.

Österreich und Mandragoros grausamer Zaubergarten lagen hinter uns. Wir waren in London gelandet, hatten unseren Bericht abgegeben und waren anschließend von unserem Chef, Sir James, in das Ghetto geschickt worden, weil sich dort jemand herumtreiben sollte, der

unter dem Einfluß des Bösen stand.
Es ging um einen Mann, der von Götzen und Dämonen sprach, von einem Leben nach dem Tod und dem großen Rausch, dem jeder anheimfallen konnte, wenn er sich damit beschäftigte.
Wie war das denn noch?
Ich drückte die Zigarette aus, nahm den letzten Schluck Whisky und ließ meine Gedanken zurück in die nahe Vergangenheit treiben…

***

Sicherheitshalber waren Suko und ich nicht mit dem BMW, sondern mit dem Dienstwagen in das Viertel gefahren, das von einigen Menschen die Bezeichnung Ghetto bekommen hatte, die dann von anderen übernommen worden war.
Unter Ghetto versteht man ein Gebiet, in dem nur bestimmte Menschen wohnen. In London gibt es mehrere Ghettos. Das der Chinesen, der Puertorikaner, der Inder, der Orientalen… Ich war nicht dafür, konnte die Politik und all das, was im Laufe der Jahre gewachsen war, nicht ändern und hatte mich einfach damit abzufinden.
Ins Ghetto also!
Der Wintertag war sonnig und kalt. Die Menschen, die in diesem Gebiet lebten, befanden sich zwar schon lange in London, an die Kälte jedoch hatten sie sich nie richtig gewöhnen können, denn sie stammten zumeist aus den wärmeren Gefilden der Karibik.
Und so sah es auch in den Straßen aus. Daß wir uns in London befanden, konnten wir vergessen. Auch in der Kälte verlor die Gegend nichts von ihrer Buntheit. Die alten, oft baufälligen Häuser waren farbig angestrichen worden. Auf manchen Fassaden war das düstere Grau völlig unter dem Grün der Palmen verschwunden, über denen zudem noch ein kräftiger Sonnenball stand und leuchtete.
Dies alles deutete darauf hin, wie sehr die Menschen in diesem Viertel die Sonne vermißten.
Geschäfte, kleine Kneipen, Restaurants, sogar im Winter auf den Gehsteigen aufgebaute Marktstände und kleine Garküchen, deren scharfer Geruch sich mit der kalten Luft vermischte.
Dazwischen trieben, Nebelwolken gleich, die Dunstwolken aus den Garküchen, wo Fleisch und Würste auf offenen Feuerstellen ihren Platz gefunden hatten.
In einem schmalen Haus befand sich sogar ein Gewürz-Basar. Daneben verkaufte ein Händler Gemüse und Südfrüchte, wobei er achtgeben mußte, daß ihm seine Ware nicht erfror, denn die Temperaturen lagen in Gefrierpunktnähe.
Auch die hier lebenden Menschen gehörten nicht zu den typischen Londonern.

Braunhäutige Männer, Frauen und Kinder, mit großen, dunklen Augen. Die jungen Mädchen strahlten einen natürlichen Sex aus, der allerdings bei dieser Witterung unter dicker Kleidung verborgen lag.

Natürlich hörten wir auch Musik. Neuerdings war der Lambada zu einem Modetanz geworden. Seine Klänge schallten aus zahlreichen kleinen Bars und Kneipen, vermischt mit Mambo- und Sambarhythmen. Trotz der Kälte wurde ich den Eindruck nicht los, daß dieses Viertel ständig in Bewegung war und vor sich hin swingte.

Wir sahen aber auch andere Dinge. Die an die Hauswände gesprayten Parolen, die für mehr oder weniger radikale Reformen warben und den Thatcherismus verdammten.

Irgendwo brodelte es hier immer. Der Untergrund war nicht ruhig. Er kochte, und es gab Leute, die noch immer davon überzeugt waren, aus den Ghettos hervor die Revolution ausrufen zu können.

»Und wo finden wir diesen Aci?« fragte Suko.

Diesen Namen hatte uns Sir James gegeben. Er sollte Einfluß besitzen, guten Kontakt zu seiner Heimat, und es sollte ihm auch gelungen sein, eine alte Magie einzuführen. Jedenfalls hatte es Opfer gegeben. Keine Toten, aber Menschen, die lautschreiend durch die Straßen gerannt waren und sich als Monster oder Dämonen fühlten, wobei sie noch Waffen getragen und andere verletzt hatten.

Die Polizei hatte sie eingefangen verhört und war auf den Namen Aci gestoßen.

Die normalen Beamten konnten mit den Aussagen nichts anfangen. Sir James hatte das anders gesehen und uns auf Acis Spur gesetzt. Wir mußten ihn allerdings erst einmal finden.

Eine genaue Adresse gab es nicht. Er sollte sein Reich in einem Lokal errichtet haben oder in der Nähe. Jedenfalls mußten wir ein bestimmtes Gebäude finden, über dessen Eingang der breite geöffnete Mund einer Frau an die Hauswand gepinselt worden war.

Und dieses Haus entdeckte Suko auf der rechten Seite. Ich sah die schmale Einfahrt, die wie ein Tunnel zwei Hauswände durchschnitt und wahrscheinlich in einem Hinterhof endete.

Wegen der Sonne hatte ich die Brille mit den dunklen Gläsern aufgesetzt. Die Einfahrt wurde von den Strahlen nicht getroffen. Neben ihr standen drei junge Männer zusammen, eingehüllt in dicke, wattierte Jacken. Als wir die Knaben passierten, schauten sie uns mißtrauisch hinterher, gaben allerdings keinen Kommentar ab.

Die schmale Einfahrt schluckte uns, damit auch der Müll und der Gestank. Wir liefen über Abfälle hinweg. Gemüsereste und altes Obst. Beides gammelte vor sich hin.

Auch hier waren die Wände beschmiert. Diesmal mit anderen Parolen als auf den normalen Hausfronten. Ich las Sätze und Versprechungen, daß irgendwann einmal die Zombies die Macht

übernehmen und mit der weißen Brut aufräumen würden.

Voodoo und Zombies gehörten auch heute noch zur Karibik wie das Salz zur Suppe. Das konnte auch die moderne Gesellschaft nicht voneinander trennen.

Die Gasse mündete in einen Hof, bei dessen Anblick die verantwortlichen der Baupolizei sicherlich die Hände über den Kopf zusammengeschlagen hätten.

Da hatte jeder an- und umgebaut, wie er wollte. Die hölzernen *homes* klebten wie Nester an den Fassaden, waren durch Holztreppen und Feuerleiterstiegen miteinander verbunden und wurden mit Öfen beheizt, deren Qualm durch Kamine abzog.

Ein falscher Funkenflug, einmal nicht achtgegeben, und hier würde ein Großbrand entstehen.

Suko schüttelte den Kopf. »Ein Wahnsinn«, sagte er, »ein wirklicher Wahnsinn.«

»Wieso?«

»Hör auf, John. Wenn hier die richtigen Leute nachschauen, reißen sie alles ab.«

»Kann sein.«

Der Hof war nicht leer. Verkauft wurde hier zwar nicht, aber es standen Müßiggänger herum. Einer von ihnen, er trug Jeans und einen Pullover, stellte sich uns in den Weg. In der rechten Hand hielt er breite Blätter. Damit wedelte er vor unseren Nasen.

»Luft haben wir eigentlich genug, Bruder«, sagte Suko. »Was soll das bedeuten?«

»Ihr sollt essen.«

»Und was?«

»Probiert die Zauberpflanze. Wir haben sie aus dem Dschungel geholt. Sie wird euch berauschen.« Er lachte uns an. »Alles zusammen ein Pfund. Gebt das Geld.«

»Was ist, wenn wir sie essen?«

Der Verkäufer fing an zu tänzeln. »Ihr werdet wegfliegen. Die Pflanze öffnet euch ganz andere Welten. Ihr werdet begeistert sein. Noch bekommt ihr sie günstig, aber bald wird sie teuer, wenn sich erst alles herumgesprochen hat.«

»Werden wir zu anderen Menschen?«

»Ja, Bruder, ja. Nicht nur zu anderen Menschen. Zu Vögeln, zu gewaltigen Geistern, zu Dämonen.« Er spitzte bei dem letzten Wort den Mund und strahlte uns aus seinen großen Augen an.

Ich stellte ihm die nächste Frage. »Ißt Aci die Blätter auch, mein Freund?«

Er ging einen Schritt zurück. Seine Hand mit den Blättern sank nach unten. Wahrscheinlich waren sie völlig harmlos, denn so leicht wurden Fremde nicht in die Geheimnisse eingeweiht. »Was habt ihr

mit Aci zu tun, was?«
»Wir wollen ihn sprechen.«
»Ihr – zwei Weiße?«
»Ist das schlimm?«
Er war völlig von der Rolle, als hätten wir etwas Schlimmes getan.
»Aci spricht nicht mit jedem. Er ist etwas Besonderes. Er ist ein Gott, versteht ihr?«
»Kein Mensch?«
»Doch, aber…« Plötzlich verbeugte er sich, wollte wegrennen, aber Suko war schneller.
Wie ein Stück Eisen fiel seine Hand auf die Schulter des Farbigen und riß diesen herum. »Moment noch, Bruder, wir sind noch nicht fertig mit dir.«
»Ich aber mit euch.«
»Mag sein. Wo steckt Aci?«
»Er ist nicht hier.«
»Weshalb lügst du?«
»Weil ich es gut mit dir meine, Bruder. Du bist kein Weißer. Gib dich nicht mit ihnen ab.«
»Wir wollen zu Aci.«
»Geht dorthin, wo das Colaschild steht.« Er gab die Antwort schnell und flüsternd. Wahrscheinlich fürchtete er sich davor, gehört zu werden. Dann hielt ihn nichts mehr. Mit langen Sprüngen tauchte er in die Einfahrt und war verschwunden.
»Na bitte«, sagte Suko, »da wären wir ja schon einen großen Schritt weiter. Man darf nur nicht lockerlassen.«
Ich hörte kaum hin, sondern schaute mich verstohlen um. Okay, offene Feindschaft brachte man uns nicht entgegen, aber wir wurden beobachtet. Mehr oder weniger versteckt, heimlich und mit Blicken, die uns nicht eben freundlich gesonnen waren.
Das Cola-Blechschild hatte ich schon gesehen. Es lehnte neben der Tür eines barackenähnlichen, völlig normalen Steinanbaus. Dieser Anbau sah mir aus, als wäre er eine Kneipe. Er besaß auch Scheiben.
Allerdings waren die Fenster bis zur Hälfte mit weißer Farbe beschmiert. Wenn wir hineinschauen wollten, mußten wir uns auf die Zehenspitzen stellen.
Ich steuerte den Eingang an und schaute auf die Blechtür mit dem grauen Anstrich.
Als ich sie aufstieß, sah ich mich einem schmutzigen Vorhang gegenüber und hörte leise Musik.
Sie klang für meine Ohren fremd, da sie aus der Karibik stammte.
Eine Band oder eine Kapelle entdeckte ich nicht. Die Musik kam vom Band, aber wir hatten hinter dem Vorhang eine andere Welt betreten, die kein Mensch hier vermuten konnte.

Nicht nur die dumpfe Wärme erinnerte an die Tropen, auch die Dekoration paßte in den Rahmen. Die Stühle und Tische bestanden aus Rattan, aus mehreren kleinen Garteninseln wuchsen Kokospalmen und breiteten ihr fächerartiges Dach unter der Decke raus.

Auf einer kleinen Fläche, über die helles Licht fiel, tanzten zwei leichtbekleidete Mädchen in sehr dünnen Kostümen. Die Tänzerinnen besaßen erstklassige Figuren und bewegten sich schlangengleich.

Ein mir unbekannter Duft schwängerte die Luft, der sich beim Einatmen schwer auf die Lungen legte.

Kaum waren wir zu sehen, da drehten sich die Gäste an der halbrunden Bar langsam um. Das Licht der Spotlights warf Reflexe über ihre dunkelhäutigen Gesichter.

Diese Leute waren nicht winterlich angezogen. Sie trugen enge Hosen und weite Hemden, deren Stoff seidig schimmerte. An den Wänden hingen Masken oder Abbilder irgendwelcher Götzen. Manche davon angestrahlt, andere wiederum blieben im Halbdunkel versteckt.

Unter der Decke drehte sich noch ein Ventilator, ohne allerdings Luft zu bringen.

Langsam schlenderten wir in Richtung Bar. Die beiden Tänzerinnen kümmerten sich nicht um uns und bewegten sich weiter. Niemand sprach, die Gäste schauten nur, und auch der Keeper, ein Mann mit sehr dunkler Haut und einem weißem Hemd bekleidet, das einen Teil seiner Brust freiließ, sagte kein einziges Wort und ließ uns kommen.

Wir blieben stehen und legten unsere Hände auf den Handlauf aus Bambus. Suko übernahm wieder das Reden. »Wir sind gekommen, um mit Aci zu sprechen, Bruder.«

Obwohl die Musik spielte, hatten wir beide das Gefühl, es wäre eine Totenstille eingetreten.

»Was willst du trinken, Bruder?« Der Keeper fragte es flüsternd und mit einem warnenden Blick in den Augen. Um mich kümmerte er sich nicht.

Suko trommelte leicht mit den Fingerspitzen auf die Tresenplatte.

»Nichts, Bruder, gar nichts. Wir wollen Aci sprechen.«

»Es ist noch sehr früh…«

»Wissen wir.«

»Er darf nicht gestört werden, denn er meditiert.«

Suko lächelte freundlich. »Hast du das zu bestimmen, Bruder?«

»Wir alle.« Mit dieser Antwort machte uns der Keeper klar, daß er nicht alleinstand.

»Ach so, dann seid ihr die Aufpasser.«

»Ja, wir wachen über ihn. Wir wollen keine Fremden, vor allen Dingen keine Weißen.«

»Wo finde ich ihn?«

Während sich Suko mit dem Keeper unterhielt, schielte ich nach

links, wo die drei Typen eine Haltung eingenommen hatten, die mir überhaupt nicht gefiel. Das roch nach Gewalt… Dann kamen sie – und schauten in die Mündung meiner Beretta, die ich glatt, routiniert und sicher hervorgeholt hatte. »Ganz ruhig, Freunde, ich mag so etwas nicht. Nicht, daß euch später der kalte Wind durch den Körper pfeift, wenn ihr euch noch bewegen könnt.«

»Damit hast du nicht gewonnen!«

»Was heißt gewinnen?« Ich schaute den Sprecher an. Er hatte sich goldene Ringe in die Ohrläppchen geklemmt. Seine Nase sah abartig häßlich aus. »Wir wollen nur über gewisse Probleme mit ihm reden, das ist alles.«

»Wir haben hier unsere Welt.«

»Aber ihr lebt in London. Da gelten nun mal andere Gesetze. Und wir vertreten sie.«

Er dachte über meine Worte nach, bis er begriff, was ich meinte.

»Polizei?«

»Scotland Yard, Freund.«

»Sag nicht Freund, Weißer.«

»Sorry.« Ich hob die Schultern. »Es konnte keiner wissen, daß du so empfindlich bist.«

Der Keeper hatte unsere Unterhaltung mitbekommen und handelte. Er hatte eingesehen, daß es nichts brachte, wenn er lange um den heißen Brei herumredete.

»Ich werde ihn fragen.« Seine dunklen Finger umklammerten einen weißen Telefonhörer. Er mußte einen Knopf drücken, vernahm eine Stimme, lauschte ihr, nickte einige Male und legte den Hörer so vorsichtig auf, als hätte er Furcht davor, etwas zerbrechen zu können. Dann drehte er sich um. »Aci weiß schon Bescheid.«

»Woher denn?« fragte Suko.

»Er sieht und hört alles.«

»Was sagt er denn?«

»Ihr könnt zu ihm.«

»Na endlich. Und wo finden wir den großen Meister?«

Der Keeper legte seine breite Stirn in Falten, nickte in eine bestimmte Richtung und ging vor. Er steuerte eine Tür an, die wir bisher noch nicht gesehen hatten. Sie lag etwas versteckt und war in eine Holzwand neben der Theke integriert.

Ich hatte die Beretta wieder verschwinden lassen. Hinter dem Keeper und Suko schritt ich durch die Tür in einen Gang, dessen Wände weiß gestrichen waren, im Gegensatz zur Decke, die einen bläulichen Anstrich zeigte. In unregelmäßigen Abständen waren Lampen in die Deckenfläche integriert. Durch den Anstrich nahm ihr Licht einen ebenfalls fahrigen Schein an, der auch gegen die Tür am Ende des Ganges strahlte. Sie nahm dort die gesamte Breite ein.

Der Keeper brauchte sie nicht einmal zu berühren. Wahrscheinlich hatte er eine Lichtschranke durchschritten oder einen Kontakt berührt, jedenfalls schwang die Tür nach innen auf.

Der Mann selbst betrat den Raum nicht. Er blieb steif wie ein Butler stehen, ließ uns passieren, und wir betraten abermals eine völlig andere Sphäre, die wir hier nie vermutet hätten.

Nicht auf Aci fiel unser Blick, etwas anderes beherrschte den Raum fast völlig.

Es war ein künstlicher Teich, und in ihm lebten – ob man's glauben wollte oder nicht – zwei Krokodile…

***

»Keine Sorge, Gentlemen, die Tierchen sind nicht gefährlich, wenn ich es nicht will. Außerdem habe ich eine Genehmigung bekommen. Ich darf sie halten.« Die Stimme klang uns aus dem Halbdunkel hinter dem Teich entgegen. Den Mann selbst sahen wir noch nicht, aber wir lauschten dem Klang der Stimme nach, die auf mich einen widerlichen Eindruck machte. Sie klang für einen Mann zu hoch, aber nicht so hoch, als hätte sie zu einer Frau gehört. Sie lag irgendwo in der Mitte, ein baritonaler Mezzosopran.

Natürlich gab es Licht. Die Birnen steckten in den entsprechenden Lampen, waren grün angestrichen, so daß sie ein gewisses dschungelartiges Dämmer im Raum verteilten.

Das Licht streute über eine nachempfundene Dschungellandschaft, von der ich nicht einmal sagen konnte, ob sie künstlich oder echt war. Jedenfalls roch sie ziemlich echt.

Von Aci sahen wir nichts. Er mußte uns sehen, weil wir im Hellen standen. Über den Teich hinweg lachte er uns an. »Wenn ihr euch traut, dann kommt.«

»Sollen wir schwimmen?« fragte Suko.

Wieder das hohe Lachen. »Es wäre nicht schlecht, meine Freunde würden sich freuen.«

»Und das in London«, flüsterte Suko. »Manche Zeitgenossen sind mehr als sonderbar.«

»Wem sagst du das?«

»Man kann den kleinen Teich überqueren. Wendet euch nach rechts, dort findet ihr eine Steg. Er ist so stabil gebaut, daß er euer Gewicht durchaus hält.«

»Das wollen wir auch hoffen«, murmelte Suko und setzte sich in Bewegung. In der Breite blieb der Teichgleich, und wir sahen auch den Beginn des Stegs, der über das grüne Teichwasser führte. Es sah so ähnlich aus wie das, was ich in Mandragoros Zaubergarten gesehen hatte. Auch das hatte so undurchsichtig und fast schon dunkelgrün geschimmert.

Ich ließ Suko zwei Schritte Vorsprung und betrat ebenfalls die schmale Planke.

Mulmig wurde mir schon, vor allen Dingen deshalb, weil sich das Holz unter unserem Gewicht doch leicht durchbog, und auch die beiden Krokodile nicht ruhig blieben. Sie sahen in uns wohl potentielle Opfer und erwachten aus ihrer Lethargie.

Links von uns hatten sie im Wasser gelegen. Jetzt schoben sie sich heran.

Es war diese relative Lautlosigkeit, die mich erschreckte. Ich sah nur die kleinen Wellen vor der breiten Schnauze, kein Schaum auf dem Wasser, und auch die Geräusche hielten sich stark in Grenzen.

Die Haut kam mir vor wie alte Rinde, aus der zwei nach oben geschobene Kugeln hervorschauten, die Augen.

Wir hatten etwa die Hälfte des Stegs erreicht, als wir abermals das Loch aus dem Hintergrund hörten. Dann segelte etwas durch die Luft und auf den Teich zu.

Ein großer Klumpen, der mit einem harten Klatschen in das Wasser prallte.

Sofort war die Hölle los. Von einem Augenblick zum anderem begann der Teich zu kochen und zu brodeln. Auf der Oberfläche erschien grüner Schaum, und die beiden gewaltigen Rachen der Krokodile öffneten sich sperrangelweit, um nach der frischen, blutigen Beute zu schnappen. Sie bekamen sie auch zwischen ihre Gebisse und zerrissen sie vor unseren Augen, wobei jedes Tier in einer Gier versuchte, das andere zu übertrumpfen.

Beute, nichts als Beute wollten sie machen. Die Wellen schlugen dermaßen hoch, daß sie sogar den Steg überschwemmten, auf dem wir uns bewegten. Ich war zwar einiges gewohnt, aber dieses Schauspiel widerte uns schon an. Aci dagegen bereitete es Vergnügen. Er amüsierte sich mit lauten Worten und lachte dazwischen.

Als wir den Steg hinter uns gelassen hatten, beruhigten sich auch die Krokodile.

Sie hatten ihre Beute verschluckt, tauchten unter und schwammen mit trägen Bewegungen davon.

»Kommt ruhig näher«, hörten wir Aci sagen, »kommt ruhig näher. Das große Hindernis habt ihr überwunden.« Er lachte wieder und mußte irgendeinen Schalter betätigt haben, denn vor unseren Augen erhellte sich die Umgebung allmählich.

Das Licht drang aus der Wand sowie aus dem Boden, wo sich kleine Lampen verteilten. Es streute nach oben und nach vorn ab und hüllte dabei den Mann ein, der auf einem Sitzkissen hockte wie ein Buddha oder wie eine geschminkte und zum Leben erweckte Comicfigur, wobei für mich das zweite eher zutraf.

Sein Gesicht sah so weiß aus wie das des Jokers aus Batman. Nur

hatte er seinen Mund nicht rot geschminkt. Er bildete eine schlundartige Öffnung innerhalb der hellen Farbe. Seine Augen waren nicht mehr als dunkle Kreise, und über der breiten Stirn wuchs eigentlich dunkles Haar, das jedoch einen hellen Schimmer bekommen hatte, weil es schon von einigen Silberfäden durchzogen worden war.

Die Beine sahen wir nicht. Sie verschwanden unter dem dunklen Umhang, den er trug. Zusätzlich hatte er einen Kreuzsitz eingenommen, nur seine Hände lagen flach auf den breiten Oberschenkeln.

In dieser Haltung erinnerte er mich an den beinlosen Macumba, der versucht hatte, in London ein Voodoo-Syndikat zu errichten und der sich als Namen den Begriff des Bösen gegeben hatte.[1]

Sollte dieser Aci etwa so etwas wie ein Nachfolger sein. Damals hatte sich Macumba aufgelöst, es war uns nicht gelungen, ihn zu vernichten, und seine Drohungen hatte ich ebenfalls nicht vergessen. Macumba war ein Unheil für die Welt, das wir nicht so einfach ausrotten konnten. Alles Teuflische wurde so genannt, und dieser Name besaß seinen Ursprung im dunkelsten Afrika, bevor er von den nach Südamerika verschleppten Negersklaven übernommen wurde.

Wir hatten uns an das Licht gewöhnt, schafften es auch, Details auszumachen.

Aufgepolstert war das Sitzkissen. Was Aci brauchte, befand sich in seiner unmittelbaren Umgebung, Stereo-Anlage, Video-Recorder, TV-Apparat, kippte dann um, denn die moderne Technik wurde von den Dingen umrahmt, die es ermöglichten, magisch arbeiten zu können.

Voodoo-Puppen und geheimnisvolle Teiche sahen wir ebenso wie eng beschriebene Palmenblätter oder fast randvoll gefüllte Gefäße mit bestimmten Getränken.

Sie gaben einen Geruch ab, der die Sinne verwirren konnte, was Aci wohl beabsichtigte. Wenn sich die weißgeschminkte Haut in seinem Gesicht bewegte, konnte man den Eindruck bekommen, als bestünde sie aus dünnem Gummi.

Wir standen, so mußte er zu uns hochschauen. Das störte ihn jedoch nicht sonderlich.

»Sie ahnen, weshalb wir gekommen sind?« fragte ich.

»Nein.«

»Es hat Vorfälle gegeben, die einigen Leuten nicht gefielen. Soll ich deutlicher werden?«

»Bitte!« blaffte er und griff zu einer dicken Zigarre, die er zwischen seine Lippen steckte. Mit einem Streichholz zündete er sie an und ließ sich von blaugrauen Rauchwolken einnebeln.

»Einige Menschen aus diesem Bezirk liefen Amok«, erklärte Suko.

»Sie wurden eingefangen, ohne daß sie hatten Unheil anrichten können, aber sie waren bei den Verhören sehr verstört und erklärten,

daß sie sich gefühlt hätten wie Monster.«

Aci nickte. »Weiter, weiter!« forderte er uns dann auf. »Reden Sie nur, ich höre zu.«

»Ihr Name fiel!« erklärte ich.

»Wieso?«

»Nun ja, die Menschen berichteten davon, daß Sie, Aci, für ihre Rauschzustände gesorgt hätten.«

»Wodurch?«

»Durch das Trinken gewisser Flüssigkeiten. Drogen, die abhängig machen, die das Weltbild und den Menschen selbst verzerren. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Klar, Mister.«

»Ich heiße übrigens John Sinclair.«

Er lachte in meinen Satz hinein. »Dann ist der Mann neben Ihnen sicherlich Suko.«

»Stimmt«, erklärte mein Freund. »Sie kennen uns?«

»Ich hörte von euch.«

»Dann wissen Sie wohl, woran Sie sind.«

Er hatte mich genau verstanden und richtete seinen Blick direkt in mein Gesicht. »Ja, das weiß ich, aber ich möchte euch beiden einen guten Rat geben. Ich weiß, wer ihr seid, es spricht sich eben in London herum. Ihr könnt euch um alles mögliche kümmern, nur nicht um mich. Das hier ist eine andere Welt, versteht ihr? Damit habt ihr nichts zu tun. Wir leben für uns, wir wollen keine Aufklärung durch die Weißen, und wir gehen unseren alten Sitten und Gebräuchen nach.«

»Das könnt ihr«, gab ich ebenso leise, aber nicht minder scharf zurück. »Solange sich alles im Rahmen der Gesetze bewegt, bekommen Sie keinen Ärger. Sollten die Menschen aber noch einmal durchdrehen und möglicherweise Verbrechen begehen, werden wir uns mit Ihnen und mit Ihrem Zauber beschäftigen.«

»Welchen Zauber denn?«

»Könnte es sein, daß er den Namen Macumba trägt oder in ähnliche Richtungen weist?«

Aci leckte hastig über seine Lippen, bewegte die blassen Augenbrauen und schüttelte den Kopf. »Was ist Macumba für einen Wei ßen? Was schon, frage ich.«

»Etwas, das wir nicht hinnehmen und bekämpfen werden, Meister.«

»Nein, nicht ihr. Kümmert ihr euch um eure Welt. Wir kümmern uns um die der Alten. Macumba ist ein Geist, eine Tradition, wenn ihr versteht, was ich meine.«

»Ein böser Geist«, gab ich zurück. »Wir mögen weder Macumba noch Voodoo oder Zombies.«

Er lachte. Die schrillen Laute schreckten selbst die Krokodile hoch,

die sich unruhig bewegten und mit ihren mächtigen Schwanzflossen das Wasser kraftvoll aufpeitschten. »Geht, Ihr Idioten! Geht schon und kommt nicht mehr wieder.«

»Idioten?« fragte Suko.

»Ja.«

»Haben Sie schon etwas von Beleidigung gehört?«

Er wedelte Rauch zur Seite. »Ich stehe zu meinen Worten. Und laß dir gesagt sein, Inspektor. Ihr seid auf dem Irrweg. Ich habe nichts mit Voodoo und Zombies zu tun. Wer Macumba tatsächlich kennt, der würde nie derart dumme Fragen stellen. Meine Zeit für euch ist abgelaufen. Ich muß nachdenken, geht wieder!« Er wedelte unwirsch mit der Hand, als wären wir lästige Insekten.

»Was würden Sie denn sagen, wenn wir wiederkommen?« frage Suko und beugte sich vor.

Da fauchte er. Dabei hatte er den Mund weit aufgerissen. Das Fauchen hörte sich an, als stünde ein Werwolf dicht vor dem Angriff. Er wischte durch sein Gesicht und verteilte die weiße Schminke dort noch mehr. »Ihr habt mich nicht ernstgenommen – geht!«

Ich wollte noch bleiben. »Wie war das mit den Menschen, die Amok liefen?«

»Sie lernten die andere Welt kennen. Ihr Geist öffnete sich, verstanden, ihr Polizisten?«

Sehr langsam nickten wir. »Ja, das haben wir verstanden. Wie gesagt«, warnte Suko. »Es soll nicht noch einmal vorkommen, sonst erscheinen wir abermals bei Ihnen.«

Mit seinem rechten dicken Zeigefinger deutete er auf uns. »Ihr seid schon einmal zuviel hier gewesen. Denkt an meine Worte.« Er saugte hastig an seiner Zigarre und machte uns durch eine nahezu wütende Kopfbewegung klar, daß er das Gespräch für beendet hielt.

Uns blieb nichts anderes übrig, als zu verschwinden. Schon jetzt stand fest, daß wir auf diesen Knaben ein besonderes Auge haben würden. Und zwar sehr scharf.

Dann drehten wir uns um. Es gab nur diesen einen Weg zurück.

Wir wollten uns auch keine Blöße geben und nach einem anderen fragen, und diesmal betrat ich als erster den Steg.

Wieder drückte ich das Holz leicht nach unten. Durch die letzten Wellenbewegungen war es feucht geworden und dementsprechend glatt. Ein gutes Gefühl besaß ich nicht.

Hinter mir hörte ich Suko gehen, schielte nach rechts und entdeckte oberhalb der Wasserfläche die starren Glotzaugen der beiden gefräßigen Krokodile.

»Noch etwas!« rief Aci mit seiner hohen Stimme hinter uns her.

Wir blieben stehen.

»Schaut euch meine beiden Freunde an. Noch sind sie ruhig, ich

könnte sie auch steuern. Wenn sie zuschnappen, verschlingen sie euch mit Haut und Haaren. Da bleibt dann nichts mehr von euch zurück.«

»Man weiß, wohin wir gefahren sind.«

Diesmal kicherte er. »Keiner wird euch gesehen haben.«

Ich wußte nicht, ob er mit seinen »Tierchen« in einem gedanklichen Kontakt stand, jedenfalls verließen die Krokodile ihre träge Ruhelage und glitten auf uns zu.

Ruhig blieben wir stehen. Als sie den Steg fast erreicht hatten, richteten sie ihre Vorderteile auf und öffneten weit die Mäuler.

»Die beißen auch Holz durch!« schrie Aci.

»Wir können ja schießen!« sagte ich.

Er lachte nur und schaute auf unsere Rücken, denn wir gingen einfach weiter.

Dennoch atmeten wir beide auf, als der schmale Steg endlich hinter uns lag. Aci rief nichts mehr hinter uns her. Er ließ uns ziehen, und auch die Tür war nicht verschlossen.

Am Rand der Tür drehte ich mich um.

Ich sah ihn nicht, roch aber den Qualm seiner Zigarre, der den ungewöhnlichen Raum ausfüllte. Leise schloß ich die Tür hinter mir zu und folgte meinem Freund durch den Gang.

In der Bar bewegten sich noch immer die beiden Tänzerinnen wie unter Hypnose. Auch die drei Männer standen noch fast auf der gleichen Stelle und schauten uns entgegen. Sie tranken aus kelchartigen Gläsern ein weißes Zeug, das nicht nur nach Kokosmilch roch.

Vor ihnen blieben wir stehen. »Habt ihr eigentlich keine Angst?« fragte Suko.

»Wovor?«

»Vor Krokodilen.«

Die drei Typen grinsten synchron. »Wir nicht, Bruder, nicht wir, andere müssen Angst haben. Zum Beispiel unangemeldete Besucher. Ich könnte dir da Geschichten erzählen, Bruder, Geschichten.«

Suko tippte die Spitze seines Zeigefingers gegen die Brust des Sprechers. »Dann mal los, ich habe gute Ohren.«

»Vielleicht später, Bruder.« Er ließ die Blicke über Sukos Gestalt wandern. »Wir sehen uns bestimmt noch wieder. Und dann in der Nacht. Das ist die beste Zeit für Geschichten.«

»Ich höre sie zu jeder Tageszeit gern.« Suko tätschelte die Wange des Mannes. »Gib acht, Freund, daß du die Geschichten auch richtig erzählst. Ich mag nämlich nicht, wenn man mich belügt. Bis später dann.«

Er kam zu mir, denn ich hatte mich bereits am Vorhang aufgebaut.

Die Tänzerinnen nahmen uns nicht zur Kenntnis. Wenigstens merkten wir nichts davon. Selbstvergessen bewegten sie sich auf der

Tanzfläche im immer gleichen Takt.
Vielleicht übten sie für einen neuen Rekordversuch.
Im Hof kamen wir uns ebenfalls vor wie Fremdlinge. Es mußte sich herumgesprochen haben, daß Aci Besuch bekommen hatte, denn es hielten sich ungewöhnlich viele Farbige nahe des barackenartigen Anbaus auf.
»Stehen die wohl alle auf seiner Seite?« murmelte ich.
»Aber sicher«, erklärte Suko.
Männer und Frauen bildeten so etwas wie eine Mauer. Sie schauten uns an, als hätten wir ihnen den letzten Krumen Brot abgenommen. In ihren Gesichtern regte sich kaum ein Muskel. Die Augen wirkten wie kalte Kreise, und vor den Lippen wallte der Atem sichtbar.
Das war kein Wetter für die, trotzdem standen sie hier und schufen eine Gasse, als wir voranschritten.
Ich sprach eine Frau an, die zurückzuckte, als sie meine ersten Worte hörte. »Kennen Sie Aci?«
»Natürlich.«
»Was ist er hier?«
»Der Chef!« Mehr sagte sie nicht.
Dafür fügte ein anderer hinzu: »Ein Zauberer, ein Schamane, der die Revolution bringen kann.«
»Aber erst im Sommer«, erwiderte ich locker. »Der Winter ist zu kalt, um zu putschen.«
Sie gaben mir keine Antwort und schauten uns nur nach, wie wir uns durch die Gasse drückten.
Im Wagen sitzend atmete ich tief aus und drehte den Zündschlüssel noch nicht herum. »Was hat der Besuch gebracht, Alter?«
»Nichts Konkretes.«
»Das meine ich auch. Wir treten nach wie vor auf der Stelle.«
Suko lächelte dünn. »So darfst du das nicht sagen, John. Nach wie vor ist falsch. Denk daran, daß wir erst angefangen haben.«
»Richtig – und wie geht es weiter?«
»Mal sehen.«
Später, im warmen Büro, setzte ich mich mit der Fahndung in Verbindung und bat die Kollegen herauszufinden, ob belastendes Material über diesen Aci vorlag.
Die Antwort war enttäuschend. Sie hatten überhaupt nichts, nicht einmal Infos, was die Einwanderung anbetraf. Deshalb ging ich davon aus, daß der Name falsch war.
Suko saß auf der Schreibtischkante, spielte mit einem Lineal und ließ es intervallweise auf seinen linken Oberschenkel klatschen.
»Was sagt dein Gefühl, John?«
»Nichts, aber mein rechter Zeigefinger juckt.«
»Und das bedeutet?«

»Ärger, Alter, nichts als. Ärger…«

***

Und den hatte ich jetzt, nachdem ich auf dem Bildschirm mein eigenes Begräbnis gesehen hatte.

Wer trug die Verantwortung?

Hing der makabre Bericht mit unserem Besuch bei Aci zusammen?

Je länger ich darüber nachdachte, um so wahrscheinlicher wurde diese Vorstellung für mich, obgleich ich keinerlei Beweise hatte und Aci diese magischen Manipulationen vom Gefühl her nicht zutraute.

Aber wer kann schon hinter die Stirn eines Menschen schauen? Dieser Mensch konnte sich seinen Landsleuten so loyal geben wie er wollte, was sich tief in seinem Hirn abspielte, blieb ums allen verborgen.

Nicht grundlos hatte ich den Begriff Macumba erwähnt oder war auf ihn eingegangen. Macumba ist gefährlich, eine verdammt grausame Abart des Bösen. Macumba ist eine Religion, eine Weltauffassung, eine Revolution, was wir leider schon alles erlebt hatten.

Ich rief mir die Szene noch einmal zurück ins Gedächtnis. Da hatte ich im Boden gesteckt und nur mehr mit dem Kopf hervorgeschaut.

Eine Frau hatte hinter mir gesessen und mir ihre Hände auf den Kopf gelegt. Vor mir hatte der Wolf gehockt. Lauernd, gefährlich, wie zum Biß bereit.

Wolf oder Werwolf?

Ich als Geisterjäger mußte so denken, da ich meine Erfahrungen mit diesen dämonischen, Wesen schon mehr als einmal gesammelt hatte. Ich wußte, welche Gefahren von den Werwölfen ausgingen.

Lange Zeit war es ruhig geblieben, hatte ich nichts mehr mit ihnen zu tun gehabt, und ich schauderte bei dem Gedanken daran, daß sie jetzt wieder zurückkehren und mich in einer hilflosen Lage erwischen konnten.

Noch einmal drückte ich auf die Programmtaste mit der Zahl 14.

Wieder erhellte sich der Bildschirm. Ich bekam bereits Hoffnung, von der allerdings nichts mehr blieb, denn das normale Schema lief ab. Jemand interviewte auf der Straße Passanten und fragte sie, was sie von einer bestimmten Seife hielten.

Sicherheitshalber knipste ich sämtliche Tasten durch, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen. Diese eine Szene sah ich nicht mehr. Sie mußte mir magisch überspielt worden sein.

Ich legte die Fernbedienung zur Seite und dachte daran, daß ich mich schon manchmal mit dem Tod und auch mit meiner Beerdigung beschäftigt hatte.

Ein Begräbnis wie das, das man mir gezeigt hatte, paßte mir überhaupt nicht in den Kram. Ich will nicht gerade sagen, daß ich es

haßte, aber gerechnet hätte ich mit so etwas nie, und ich nahm mir vor, daß es nicht zu einer Tatsache werden sollte.

Ferner fragte ich mich, wer der Mann gewesen war, der bis zum Kopf im Sand gesteckt hatte. Ich persönlich bestimmt nicht, und einen Zwillingsbruder besaß ich ebenfalls nicht.

Sehr langsam drückte ich mich aus dem Sessel hoch. Meine Kehle war trocken geworden, es lag möglicherweise auch an der Heizungsluft. Zudem fühlte ich mich völlig von der Rolle, als hätte ich schnell drei Gläser Champagner gekippt.

Dann schellte es.

Auf halbem Weg zur Küche blieb ich stehen, horchte, als könnte ich durch den Klang herausfinden, wer hinter der Tür stand. Ich war zudem der Überzeugung, daß diejenige Person, die geklingelt hatte, sich bereits im Haus befand.

Und ich wußte, obgleich ich es nicht sah, daß es nicht Suko war, der zu mir wollte.

Mit vorsichtigen Schritten näherte ich mich der Tür, schielte durch den Spion und sah eine fleischfarbene Fläche, die jemand von außen her gegen das Guckloch gedrückt hatte.

»Machen Sie auf, Sinclair!«

Die Stimme drang dünn an meine Ohren, aber es hatte eine Frau gesprochen.

»Wer sind Sie?«

Die Frau lachte vor ihrer Antwort. »Sie werden mich kennen, Sinclair, öffnen Sie!«

Nun ja, an ihrer Stimme hatte ich sie nicht erkannt. Ich war natürlich mißtrauisch, aber ich wollte mich nicht als abwartender Feigling zeigen und zog die Tür nach innen.

Sehr vorsichtig, denn ich rechnete damit, daß die Frau nicht allein erschienen war.

Sie war allein gekommen, soweit ich es erkennen konnte. Und sie stand dicht vor der Schwelle, die etwas breiten Lippen zu einer Mischung aus Lächeln und Grinsen verzogen: Ich kannte sie vom Ansehen.

Es war die Frau, die mir die Hände auf den Schädel gelegt hatte!

***

Ich sagte nichts, sie ebenfalls nicht, wobei ich den Eindruck bekam, als wollte sie die Momente meiner Überraschung nicht stören und sie so lange wie möglich wirken lassen.

Wir sahen uns an, vor allen Dingen betrachtete ich ihr Gesicht, und stellte fest, daß diese Frau als lebendiges Wesen eine Ausstrahlung besaß, der ich mich nur schwer entziehen konnte.

Innerhalb der kurzen Zeit, die mir blieb, versuchte ich diese

Ausstrahlung herauszufinden, zu analysieren. War es eine gewisse animalische Aura, die von ihr abstrahlte? Jedenfalls empfand ich sie als wild und erotisch zugleich.

Das Gesicht war zu breit, um schön zu wirken, die Lippen um zwei Ideen zu dick, beinahe schon aufgeworfen, die Augen funkelten wie dunkles Glas, sie verrieten nur einen Teil der Leidenschaften, die in dieser Person steckte. An ihrem Hals traten die Sehnen sehr dick unter der Haut hervor, wie gezeichnet oder hingemalt wirkten sie. Die Nase wirkte ebenfalls zu breit, ihre Flügel bewegten sich zitternd, als wären sie kleine Sensoren, die alles aufnehmen wollten, was in der Umgebung geschah und die es schafften, eine gefährliche von einer normale Szene zu trennen.

»Darf ich reinkommen?« fragte sie leise.

Zum erstenmal hörte ich ihre Stimme direkt und aus der Nähe, ohne trennendes Hindernis. Dabei mußte ich ehrlich zugeben, daß sie einfach zu ihr paßte. Sie besaß ein Timbre, bei dem Werbemacher die Augen verdrehten, wenn sie für ein bestimmtes alkoholisches Produkt Reklame machten, das der Käufer am besten nur dann trank, wenn er mit einer neuen Flamme ins Bett gehen wollte.

So rauh, so fordernd, dennoch weich und mit einem verdammt großen Schuß Erotik. Jedenfalls rann mir eine Gänsehaut über den Rücken, und ich hatte leichte Schwierigkeiten, die nächste Frage zu formulieren. »Weshalb wollen Sie zu mir?«

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

Locker hob ich die Schultern. »Weshalb?«

»Das sage ich Ihnen in der Wohnung, wenn Sie mich hereingelassen haben. Und erklären Sie mir nicht, daß – Sie mich nicht kennen. Sie haben sicherlich ihren Apparat eingeschaltet – oder?«

»Das tat ich.«

»Dann wissen Sie, wer ich bin.«

»Ich kenne noch immer nicht ihren Namen.«

Sie strich mit beiden Händen über den dicken Pelzmantel, den sie trug. Es war kein echter Pelz. Man hatte den künstlichen in einem hellen Flammenrot eingefärbt. »Ich heiße Raphaela.«

»Gut. Und weiter?«

»Reicht Ihnen der Name nicht?«

»Vielleicht für den Anfang.«

Sie lächelte hintersinnig. »Mehr soll es wahrscheinlich auch nicht werden, John.«

Okay, man hatte mich durch den Film gewarnt. Und eine erkannte Gefahr ist noch immer eine halbe. Ich konnte mir denken, was auf mich zukam, gab den Weg frei, so daß die Person namens Raphaela die Schwelle überschreiten konnte.

Im Flur blieb sie stehen, schaute zu, wie ich die Tür schloß und zog

ihren Mantel aus. Sie drückte den Aufhänger über einen Garderobehaken und ließ sich dazu verleiten, meine Wohnung zu kritisieren. »Originell sind Sie nicht gerade eingerichtet.«

»Mir reicht es.«

Sie hob die Schultern. »Bitte – klar, jeder nach seinem Geschmack.«

Dabei ging sie vor, und ich konnte nicht anders, als auf ihren Rücken zu starren. Unter dem wärmenden Mantel trug sie zwar ein Kleid, aber sie hätte auch darauf verzichten können.

Es war dünn, hauteng, schimmerte in einem blassen Violett und zeichnete ihre Figur, die einfach provozierte. Das war keins der superschlanken Mannequins, man konnte diese Person auch als ein wildes Weib bezeichnen, zudem durchtrainiert, ohne muskulös zu sein.

Im Wohnraum sah ich sie von vorn und nahm das Zittern der Brustspitzen unter dem dünnen Stoff war. Ihre Beine wurden von dunklen Strümpfen bedeckt, die an den Waden eine Naht besaßen.

Beim Gehen klaffte das Kleid so weit auseinander, daß ich die Strapse erkennen konnte, die sie tatsächlich trug.

Mit der Zungenspitze fuhr sie über die blaß geschminkten Lippen.

»Soll ich mich setzen?«

»Bitte.«

Sie nahm auf eine provozierende Art und Weise Platz. In ihrer leicht schrägen Haltung erinnerte sie mich an ein Raubtier, das im nächsten Augenblick zum Sprung ansetzen konnte, und mir die Krallen ins Gesicht zu schlagen, die bei ihr violett lackierte Fingernägel waren.

»Ich wollte mir etwas zu trinken holen. Wollen Sie auch etwas, Raphaela?«

»Ja, einen Whisky.«

Den bekam sie, während ich mit dem einen genug hatte und zu Saft überging.

Ich prostete ihr zu. Sie lächelte, nippte an dem Getränk und drückte ihre Arme hoch und zurück, wobei ich feststellte, daß sie unter ihren Achseln rasiert war.

»Machen Sie es sich doch auch bequem, John, oder haben Sie Angst vor mir?«

»Müßte ich das?«

»Weiß ich nicht. Ich kenne Ihr Verhältnis zu Frauen nicht. Vielleicht sind Sie frustriert und…«

Ich hatte auf der Sessellehne meinen Platz gefunden und gab die Antwort in ihren Satz hinein. »Jedenfalls komme ich mit Frauen besser aus als mit Werwölfen.«

Sie schaute mich an, nickte und lachte. »Phantastisch, wunderbar, herrlich!« rief sie.

»Was ist daran so toll?«

»Daß Sie sich den Film angeschaut haben. Es war eine gute Idee, wie mir erscheint.«

»Was sich noch herausstellen wird.« Sie lächelte wieder sphinxhaft. »Was glauben Sie, John, was wir vorhaben?«

»Wer ist wir?«

»Meine Freunde und ich.«

»Aci?«

»Ah, Sie kennen ihn.«

»Ich konnte mir einen Besuch heute morgen bei ihm nicht verkneifen, aber das wissen Sie sicherlich.«

Raphaela nickte. »Ja. Ich will ehrlich zu Ihnen sein.« Sie schaute auf ihre Knie, danach hob sie den Kopf und sah mich an. »Dieser Besuch hat ihm überhaupt nicht gefallen. Er fühlte sich in seinen Plänen gestört. Sie müssen immerhin davon ausgehen, daß er noch Großes vorhat. Er will sich zu einem Führer hochschwingen, und er hat mit einer Welt Kontakt aufgenommen, die ihm dies ermöglicht.«

»Voodoo?«

»So ähnlich.«

»Dann bleibt nur das Böse, das ihr Macumba nennt. Ich habe nicht nur davon gehört, ich kenne mich sogar aus. Ich will Ihnen etwas sagen, Raphaela. Macumba hat es bisher nicht geschafft, mich aus dem Rennen zu werfen. Ich habe dieser Welt widerstanden und werde es auch in Zukunft tun. Es liegt noch nicht lange zurück, da hat das große Voodoo-Syndikat gegen uns eine Niederlage erlitten.«

»Das ist mir bekannt.«

»Schön, dann wissen Sie ja, wovon Sie auszugehen haben. Macumba mag unter Ihresgleichen Angst und Schrecken verbreiten, bei mir ist das nicht der Fall.«

»Moment.« Sie hob eine Hand und streckte den Zeigefinger vor.

»Es hat sich einiges verändert.«

»Was?«

»Wir sind andere Wege gegangen.«

Ich erinnerte mich wieder an die Aufnahme. »Paktieren Sie jetzt mit Werwölfen?«

Sie runzelte die Stirn. »Darf ich fragen, wie Sie darauf kommen?«

»Ich sah den Wolf.«

»War er ein Werwolf?«

»Davon gehe ich aus.«

Raphaela erhob sich. Ich schaute ihr nach, als sie auf die schmale Diele zuschritt. »Mehr wollten Sie nicht?« fragte ich.

Sie blieb stehen und drehte sich um. »Doch, John, da wäre noch etwas, das ich Ihnen sagen muß.«

»Und was?«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort und lächelte zunächst. »Wir

wollten auf Nummer Sicher gehen und haben Sie!«
Ich begriff nicht. »Wen haben Sie, zum Henker? Von wem sprechen Sie überhaupt?«
Raphaela lachte. »Sie ist dunkelhaarig, sieht ziemlich gut aus und ist Ihnen nicht ganz gleichgültig.« Die Frau legte den Kopf schief.
»Na, kommen Sie nicht darauf?«
Ich schloß für einen Moment die Augen und atmete tief durch.
»Ich könnte es mir vorstellen, aber ich möchte es gern von Ihnen erfahren. Von wem reden Sie?«
»Von einer Frau, die oft für Sie arbeitet, die oft bei Ihnen ist. Von Ihrer Sekretärin Glenda Perkins…«

***

Ich starrte sie an und sagte kein Wort. Unter meinem Blick hätte Eis schmelzen können, doch die Person vor mir blieb glatt und kalt. Sie sagte kein Wort, nur ein dünnes Lächeln umspielte ihre Lippen, das auf mich zudem hochnäsig wirkte.
»Sie glauben mir nicht?«
Ruhig, John, sagte ich mir. Nur nicht durchdrehen. »Wie kann ich Ihnen glauben, wenn Sie mir keine Beweise für Ihre ungeheure Anschuldigung liefern?«
Raphaela runzelte die Stirn und tat so, als würde sie darüber nachdenken. »Ja, im Prinzip haben Sie recht, John. Sagen kann man viel, beweisen muß man es.«
»Eben.«
Sie strich über ihre Wangen, dabei senkte sie den Blick. Ich stellte fest, daß sie sehr lange Augenwimpern besaß. »Ich werde Ihnen den Beweis liefern.«
»Wann?«
»Wann immer Sie wollen.«
»Dann jetzt.«
Ich hatte damit gerechnet, sie in der Falle hocken zu haben, aber die Frau mit der milchkaffeebraunen Haut nickte, als wäre, das das Normalste der Welt. »Warten Sie drei Sekunden.« Sie ging weiter und blieb im Flur vor ihrem Mantel stehen. Sie suchte dort in den Taschen nach und fand, was sie wollte.
Etwas Längliches, Rechteckiges zog sie daraus hervor. Ich sah nur die helle Rückseite, dann drehte sie den Gegenstand herum, wedelte mit ihm, damit ich sehen konnte, daß es sich dabei um ein Foto handelte. Sie streckte es mir entgegen. »Nehmen Sie es.«
Ich faßte mit spitzen Fingern danach, schaute es mir an und hatte das Gefühl, in meinem Kopf würde ein rauschender Strom hineingleiten, der alle Gedanken zerstörte.
Was ich sah, war fürchterlich. Den Mittelpunk des Fotos bildete

Glenda Perkins.

Ich mußte mich zusammenreißen, um die Aufnahme nicht zu Boden zu werfen und darauf herumzutrampeln, denn Glenda befand sich in einer fürchterlichen Lage.

Man hatte sie an den Handgelenken aufgehängt, und sie schwebte mit ihren Füßen über einem schmalen Teich, in dem es von Bestien nur so wimmelte.

Nicht nur Krokodile sah ich lauernd unter ihr, auch größere Fische schwammen dort. Sie schauten halb aus dem Wasser hervor, ich sah ihre aufgerissenen Mäuler und die messerscharfen Zähne. Ein Krokodil hielt sich im Hintergrund auf, und zwischen seinen Kiefern klemmte noch ein Teil seiner letzten Beute.

Ich hörte Raphaela hart atmen, während meine Hand mit dem Bild nach unten sank. Kein Zweifel, es war Glenda Perkins, und sie trug auch die gleiche Kleidung, die sie am Morgen im Büro angehabt hatte. Die schwarze Satinhose und den rostfarbenen Pullover mit dem leicht angedeuteten Rollkragen.

»Reicht dir der Beweis, Geisterjäger?«

Es interessierte mich nicht, wie gut sie über mich und meinen Spitznamen informiert war, ich fragte sie nur, ob ich noch kurz telefonieren könnte.

»Bitte, Sie wollen bestimmt Glenda anrufen.«

Schweigend ging ich zum Telefon, hob den Hörer ab und tippte die entsprechende Zahlenkombination, ohne einen Erfolg verzeichnen zu können, denn bei Glenda hob niemand ab.

»Sie scheint nicht zu Haus zu sein«, bemerkte die dunkelhäutige Frau spöttisch.

Ich legte den Hörer wieder auf und drehte mich langsam um. »Ja, Sie haben recht.«

»Wir holten sie auch.«

Ich ging auf die Frau zu. »Okay«, sagte ich, »okay, Sie haben Glenda Perkins in Ihrer Gewalt, davon gehe ich einmal aus. Aber glauben Sie nur nicht, damit schon gewonnen zu haben.«

»Was soll das heißen?«

»Sie können mit mir alles machen, mich nur nicht erpressen.«

»So haben wir Sie auch eingeschätzt.«

»Dann ist es ja gut.«

»Nein, nichts ist gut, Sinclair. Sie werden die Kleine doch sicherlich herausholen wollen – oder nicht?«

»Wenn ich weiß, wo ich sie finden kann.«

Sie lachte mir rauh ins Gesicht. »Sie wissen das nicht, mein Lieber, aber ich.«

»Dann sagen Sie es mir!«

»Nein, Sinclair, nein, ich werde Ihnen nichts sagen, kein Wort in

dieser Richtung.«

»Wie soll es weitergehen?«

Meine Besucherin verlor auch jetzt ihre Ruhe nicht. »Auf diese Frage habe ich gewartet, und ich weiß auch schon einen Weg. Sie werden sich leider an mich halten müssen. Ich will Ihnen sagen, daß uns ein gewisses Schicksal zusammengeschweißt hat.«

»Weiter.«

»Wir sollen eine kleine Fahrt unternehmen. Es ist möglich, daß ich Sie zu Ihrer kleinen Freundin bringen werde.«

»Was geschieht dann?«

Sie hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen nicht genau sagen, jedenfalls keine Einzelheiten. Aber seien Sie versichert, daß Sie den Ort sehen werden, an dem sich Ihre kleine Freundin aufhält.«

»Ich bin einverstanden. Wo steht Ihr Wagen?«

Raphaela schloß den Mantel. »Trauen Sie mir zu, mit einem eigenen Auto gekommen zu sein?«

»Ich traue Ihnen noch viel mehr zu.«

»Danke für das Kompliment.« Sie lachte. »Aber jetzt kommen Sie mit. Ziehen Sie nur Ihr Jackett über und nehmen Sie nichts mit, Sinclair. Wir fahren mit Ihrem Rover.«

»Sie wissen tatsächlich viel über meine Gewohnheiten.«

»Da haben Sie recht. So weiß ich auch, daß sich Ihr chinesischer Kollege und Freund momentan nicht in seiner Wohnung befindet. Das Schicksal hat alles gütig eingerichtet, finden Sie nicht auch?«

Sie bekam auf ihre spöttische Bemerkung keine Antwort von mir.

Ich streifte das Jackett über, den Mantel ließ ich hängen und ging aus der Wohnung, die Raphaela schon vor mir verlassen hatte. Sie wartete auf dem Flur auf mich.

»Hier könnte ich nicht wohnen, Sinclair.« Sie sprach gelassen, als wären wir zwei alte Bekannte.

»Das brauchen Sie auch nicht.«

Sie lächelte wieder. »Wenn ich hier wohnte, würden Sie ausziehen, nicht wahr?«

»Wahrscheinlich.«

Wir gingen zum Lift und mußten warten, bis er in die Höhe geschossen kam. Ich ließ ihr den Vortritt, und Raphaela schritt aufreizend lächelnd an mir vorbei. In der Kabine lehnte sie sich gegen die Wand und schaute mich an. Die Arme hielt sie dabei unter der Brust verschränkt, die etwas aufgeworfenen Lippen waren abermals zu einem spöttischen Lächeln verzogen.

So lächelte jemand, der genau wußte, daß er sich auf der Siegerstraße befand. Glenda Perkins war ihr Trumpf. Gegen ihn konnte ich beim besten Willen nicht anstinken.

Die Fahrt in die Tiefe dauerte nicht sehr lange. Rasch flitzten die

Etagen vorbei. Ich sah keinen Sinn darin, mit ihr ein Gespräch zu beginnen, und auch sie schaute zur Seite. Manchmal spielte sie mit ihrer Unterlippe, schob sie vor oder zog sie zurück, als wollte sie die Luft im Lift schmecken.

Ich blieb weiterhin gelassen, auch dann, als wir in die stickige Luft der Tiefgarage traten, wo mein Dienstrover parkte. Sukos diamantschwarzen BMW sah ich nicht, mein Freund war unterwegs.

»Sie fahren einen Rover, oder?«

»Sicher.«

»Wir sind gut informiert, nicht wahr?«

Wenn sie jetzt ein Lob erwartet hätte, so hatte sie sich getäuscht.

Ich gab keinen Kommentar ab und steuerte mit zielsicheren Schritten auf den Rover zu, während die Frau an meiner Seite blieb und ich nicht einmal ihre Schritte hörte, so leise konnte sie sich bewegen.

Da war sie wie ein Phantom.

Ich blieb neben dem Fahrzeug stehen und ließ meinen Blick durch die Garage streifen.

Nichts war zu sehen, nur die abgestellten Wagen. Kein Mieter hielt sich hier auf, um sein Fahrzeug zu holen.

Raphaela stand mir gegenüber. Sie öffnete langsam ihren Mantel.

Wie aufreizend sie das tat!

Langsam schob sie die beiden Hälften auseinander. Dabei streckte sie noch ihren Körper, als wollte sie hier die große Schau abziehen.

Darauf fiel ich nicht rein, holte den Schlüssel hervor, bückte mich und vernahm ihr lautes Lachen.

Es irritierte mich. Ich schaute wieder hoch, sah das Gesicht mit dem aufgerissenen Mund, hörte auch weiterhin das Gelächter und bekam plötzlich so etwas wie eine Intuition oder Warnung zugeschickt, weil sich mein sechster Sinn meldete.

Leider zu spät.

Die Frau hatte es wunderbar geschafft, mich abzulenken oder in Sicherheit zu wiegen, denn auf einmal waren ihre Helfer da. Sie erschienen hinter mir.

Daß sie meinen Kopf nicht erwischten, hatte ich mehr einem Zufall zu verdanken, weil ich mich bewegte. So hämmerte der Schlag genau auf meine rechte Schulter.

Das reichte schon aus, um diese Seite kampfunfähig zu machen.

Jedenfalls konnte ich meine Waffe nicht mehr ziehen. Ich stützte mich mit der Linken auf dem Wagendach ab und keilte heftig nach hinten aus.

Mein Absatz erwischte eine harte Stelle. Dem dumpfen Aufprall folgte ein Schmerzlaut. Bestimmt hatte ich ein Schienbein erwischt.

Ich fuhr auf der Stelle herum und riß dabei beide Arme in die Höhe.

Eine Schutzbewegung, die sich auszahlte.

Mit einem Knüppel hatten sie zugeschlagen und erwischten meine Arme, nicht den Kopf.

Drei Gestalten zählte ich. Farbige, die Strickmützen auf den Köpfen trugen. Sie hatten sie tief in die Stirnen gezogen und erinnerten mich an irgendwelche Marsmenschen.

Ich ging in sie hinein. Zurück konnte ich nicht, da versperrte mir der Rover den Weg.

Den ersten holte ich mit einem Handkantenschlag von den Beinen.

Er fiel bis gegen eine der Säulen, wo er heulend in die Knie brach und sich sein Gesicht hielt.

Den zweiten erwischte mein Tritt, der dritte tänzelte zur Seite, so daß ihn meine Linke nur streifte. Er holte zu einem Rundschlag aus.

Bewaffnet waren die Typen mit kurzen, handlichen Stöcken, die verdammt viel Ärger anrichten konnten.

Der Knüppel streifte meinen Kopf. Vor den Augen blitzten Sterne auf. Ich hatte Mühe, mich auf den Beinen zu halten, wich zurück, schlug um mich und tauchte dem schmutzigen Boden entgegen, als ein Schatten auf mich zur aste.

Dicht über meine Haarspitzen pfiff der Knüppel hinweg. Ich stieß den Kopf vor, wollte meinen Gegner wegstoßen, der aber klammerte sich an meiner Kleidung fest, so daß wir den Weg gemeinsam zurückgingen und auch zusammen ins Stolpern gerieten, keinen Halt mehr fanden und auf den Boden fielen.

Ich lag auf ihm, er spie in mein Gesicht. Ich rollte mich zur Seite, mußte einfach von dem Kerl loskommen, um Bewegungsfreiheit zu haben. Die Frau mischte sich verbal ein. Sie schrie die Kerle an, es endlich zu Ende zu bringen.

Ich ließ mich los, warf mich zurück und hatte genügend Schwung, um auf die Beine zu kommen.

Den Kerl hinter mir sah ich nicht.

Wie ein Schatten war er da und hatte auf mich gewartet.

Bisher war ich nicht dazu gekommen, meine Waffe zu ziehen. Dieser Vorsatz blieb ein Wunschtraum, denn etwas tickte auf meinen Hinterkopf. Zuerst empfand ich es tatsächlich als ein hartes Ticken, dann breitete sich plötzlich der Schmerz aus wie eine Flamme. Er erfaßte meinen gesamten Kopf: Die Autos, die Garage, der Boden, alles drehte sich vor meinen Augen und kam mir entgegen.

Nur nicht aufs Gesicht fallen, dachte ich, nur nicht aufs Gesicht fallen! Ich fiel trotzdem, konnte nicht dagegen an und ging selbst noch einige taumelnde Schritte weiter.

Etwas dröhnte laut. Daß ich auf der Kühlerhaube eines Fahrzeugs gelandet war, bekam ich nicht einmal am Rande mit. Für mich war die Welt bereits untergegangen…

***

Ihre Schultergelenke schmerzten noch immer, als würden sie jeden Augenblick abgerissen und das, obwohl Glenda Perkins nicht mehr über dem verdammten Teich hing.

Sie hatten die Folter verkürzt, sie abgeschnitten und weggetragen wie ein Stück Stoff. Sie war dann in eine Hütte geschafft und dort kurzerhand zu Boden geworfen worden. Noch jetzt erinnerte sie sich dumpf an die zahlreichen Hände, die über ihren Körper geglitten waren, und sie glaubte auch noch, das heftige Atmen der Kerle zu hören.

Glenda hatte sich nicht wehren können. Apathisch war sie liegengeblieben, völlig allein, ohne etwas denken zu können und sich nur auf die Schmerzen in den Schultern konzentrierend.

An die seelischen Schmerzen dachte keiner. Die Entführung hatte tiefe Wunden aufgerissen, die auch bluteten, und Glenda dachte daran, daß niemand wußte, wo sie war.

Man hatte sie abgefangen.

Verzweifelt wühlte sie in ihrer Erinnerung nach, wie es genau gewesen war.

Das Büro hatte sie verlassen, früher als sonst, weil sie noch etwas besorgen wollte.

Dann hatte sie eine Frau getroffen, eine zufällige Begegnung. Die Frau mit den pechschwarzen Haaren und der dunklen Hautfarbe hatte sie gerempelt und ihr die Tasche aus der Hand gerissen. Beim Aufheben der Tasche war es dann passiert.

Der plötzliche Stich in den Nacken, das Blut, das sich verdickte und wie wahnsinnig wallte, die sofort folgende Lethargie.

Dann hatte man sie weggeschafft. Wohin, das war Glenda unklar.

Sie wußte nicht, wo sie sich befand, aber es war ihr klar, daß es nun ums eigene Leben ging.

Nicht grundlos hatte man sie dieser Folter unterzogen und an den Handgelenken aufgehängt. Sie kam sich vor wie in einer subtropischen Zone, denn die Temperatur hatte nichts mehr mit der winterlichen in London gemein.

Zum Glück hatte man darauf verzichtet, sie zu fesseln. Sie glaubte nicht an eine reine Vergeßlichkeit, bestimmt fühlten sich ihre Entführer sicher wie in Abrahams Schoß. Auch sie glaubte nicht daran, daß sie es schaffen konnte, von hier zu fliehen, aber Glenda lebte, und das empfand sie als positiv.

Daß die Unbekannten sie nicht getötet hatten, ließ darauf schließen, daß sie etwas von ihr wollten. Man hatte also was mit ihr vor, nur kam sie beim besten Willen nicht darauf, was es sein konnte.

Wollte man sie so lange festhalten, um irgendein Lösegeld zu erpressen, oder sollte John Sinclair durch ihre Entführung in die Enge getrieben werden?

Glenda war froh, daß sie noch nachdenken konnte, und die vergehende Zeit sorgte dafür, daß die letzten Wunden allmählich heilten und sie wieder klarer denken konnte.
Nicht zum erstenmal steckte Glenda Perkins in einer derartig heiklen Lage. Sie hatte schon einiges hinter sich, und sie nahm sich fest vor, nicht wie ein scheues Reh einfach liegenzubleiben, nein, sie wollte ihr Gefängnis erkunden.
Noch immer fühlte sie sich mehr als matt. Wenn sie sich bewegte, so geschah dies in einem wahren Zeitlupentempo. Auch wunderte sie sich über ihr Blickfeld. Es erschien ihr anders als sonst, viel zu sehr eingeengt, nicht mehr so, wie sie es gewohnt war.
Es fehlten einfach die Seitenansichten. Sie glaubte daran, nur geradeaus schauen zu können, und sie starrte hinein in ein sehr dämmriges, graues Licht, das ihr Gefängnis ausfüllte.
Da überwogen die Schatten und drückten die Helligkeit zurück.
Eine Lichtquelle war nicht vorhanden. Wenn Helligkeit in den Raum hinein-, sickerte, dann durch irgendwelche Löcher, Spalten oder Ritzen.
Ihre Handflächen glitten über den Boden. Dabei entstand ein leichtes Schaben oder Reiben, als wäre der Untergrund mit feinen Sandkörnern bedeckt.
Glenda blieb sitzen. Das Strecken der Arme bereitete ihr Schmerzen, noch immer glühten die Schultergelenke. Sie starrte ins Leere, ließ einige Sekunden verstreichen, dann kippte sie den Körper nach rechts, um sich genügend Schwung zu geben.
Sie wollte schon beim ersten Versuch auf die Beine kommen, was ihr allerdings nicht gelang. Glenda kippte zur Seite und weinte vor Wut über ihre eigene Schwäche.
Wieder mußte sie warten, bevor sie einen weiteren Anlauf nehmen konnte, um auf die Füße zu kommen. Diesmal fiel sie gegen die Seitenwand des Raumes; hörte etwas knarren oder brechen, fühlte nach und stellte fest, daß es sich um Bastrohre handelte, aus denen der Raum gebaut worden war. Dazwischen ertastete sie Stroh oder Moos.
Glenda dachte nach. Es kostete sie Anstrengung, aber sie kam zu einem Ergebnis.
Es war sicher, daß sie sich nicht in einem normalen Verlies befand, sondern in einer Hütte aus Mauern oder Wänden, die so zusammengebaut worden war, wie man es in den Tropen kannte.
Das Wort Tropen war für Glenda die Basis, um weiter nachdenken zu können.
Ihr fiel wieder die dunkelhäutige Person auf, mit der alles begonnen hatte. Eine Frau, die aus der Karibik oder Südamerika gekommen war. Mehr hatte sie nicht mitbekommen, nur diese Gestalt blieb in ihrer

Erinnerung haften.
Schließlich hatte sie es geschafft, auf die Beine zu kommen.
Schwankend und breitbeinig stand sie da, leicht nach vorn gebeugt, die Luft tief einsaugend und auch lauschend, wobei sie nur ihre eigenen Atemzüge vernahm.
Hatte man sie allein gelassen?
Das wäre nicht das schlechteste. Um es genauer zu erfahren, mußte sie die Hütte verlassen.
Wo sich der Ausgang befand, entdeckte sie nicht sofort. Glenda glitt durch das Halbdunkel. Ihre Sohlen schleiften über den harten Boden, und im Mund spürte sie einen bitteren Geschmack, als wäre Galle hochgestiegen.
Sie tastete sich vor wie eine Halbblinde, bis die Hüttenwand schließlich an einer Stelle nachgab und sie so etwas wie eine Tür nach außen drücken konnte.
Das ließ sie sofort bleiben. Glenda sorgte dafür, daß die Tür halboffen blieb, zwang sich zur Ruhe, weil sie ihren Übereifer bremsen wollte, und schaute dann erst nach draußen.
War das die Welt, aus der sie kam?
Die Wände der Hütte hatten einen Teil der Hitze abgehalten. Nun traf die warme Luft Glendas Gesicht, und wenn sie tief einatmete, hatte sie den Eindruck, die Luft trinken zu können, denn sie füllte sie fast völlig aus.
Schwindel überkam sie. Glenda mußte sich festhalten, sonst wäre sie gefallen.
Ihr Herz schlug schneller als gewöhnlich. Ob es am Klima oder an den Aufregungen lag, konnte sie nicht sagen, jedenfalls fühlte sie sich wie eine Gefangene.
Menschen sah sie nicht. Sie hörte auch keine Stimmen oder andere Geräusche, die sie mißtrauisch gemacht oder auf eine Gefahr hingewiesen hätten. Es blieb alles ruhig, und nicht einmal der Wind säuselte ihr entgegen.
Natürlich verspürte Glenda Angst, aber sie wußte, daß es nichts brachte, wenn sie in der Hütte blieb. Solange man ihr diese kleine Flucht nicht verweigerte, würde sie auch versuchen, zu entwischen.
Glenda öffnete die Tür so weit, daß sie sich bequem hindurchschieben konnte und schritt in diesen warmen Hitzeschwall hinein, der ihr im ersten Moment den Atem raubte. Sie, sowieso schon angeschlagen, hatte den Eindruck, die nächsten Schritte nicht mehr schaffen zu können. In den Beinen schien kein Blut mehr zu fließen, sondern flüssiges Blei. Wenn sie einen Fuß anhob, zog sie gleichzeitig unsichtbare Gewichte mit in die Höhe.
Der Untergrund bestand aus einer Mischung aus Lehm und Sand.
Er war nicht hart, aber auch nicht weich, es hielt sich ziemlich in der

Mitte. Obwohl keine Sonne direkt schien, schmerzte das Licht ihren Augen, weil es nicht von einer gleichmäßigen Intensität war. Sie sah das Helle, aber auch das Dunkle. Da wirkte das Licht wie gefiltert und von grünen, zuckenden Reflexen durchzogen.

Glenda wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Nach einigen Schritten blieb sie stehen, schaute sich um und erkannte, daß es nicht nur ihre Hütte gab, in der sie gelegen hatte.

Auch andere standen in der Nähe, und keine besaß normale Mauern. Sie waren aus langen, röhrenartigen Ästen errichtet worden.

Die Zwischenräume hatte man mit einer musartigen Schicht aus Palmenblättern gefüllt.

In London oder England standen diese Hütten bestimmt nicht. Da kam als Land eher eins in heißen Gefilden in Frage, und darüber erschrak die Frau.

Sollte es ihren Feinden gelungen sein, sie in die Tropen zu schaffen? War sie so lange bewußtlos gewesen?

Glenda konnte es nicht sagen, sie wollte auch nicht mehr darüber nachdenken und einfach weitergehen, denn sie sah vor sich eine grüne Grenze, die aus Büschen bestand und so etwas wie eine Wand bildete. Überragt wurden der Buschstreifen von hohen, palmenartigen Bäumen mit breiten Blättern, die wie ausgebreitete Fächer von den Ästen und Zweigen wuchsen.

Glenda Perkins begriff immer weniger, je mehr sie über ihre Lage nachdachte. Hier stimmte einiges nicht, es war vieles quergelaufen, aber sie ging davon aus, daß ihre Entführung auch einen Grund gehabt haben mußte.

Die brütende Hitze hatte ihr den Schweiß auf die Stirn getrieben.

Noch immer kam ihr das Blickfeld eingeengt vor. Glenda preßte ihre Fingerspitzen seitlich gegen die Stirn, als könnte diese Bewegung dafür sorgen, daß alles wieder in die Reihe kam.

Sie schaute nach vorn, schätzte die Entfernung ab und kam zu dem Entschluß, daß sie die Distanz unterschätzt hatte. Von ihr aus bis hin zum Waldrand war es doch weiter als beim ersten Hinsehen.

Davor lag die heiße, leere Fläche, die sandig und irgendwo auch gelbbraun schimmerte. Sie ging mit zitternden Schritten weiter, wischte öfter als gewöhnlich über ihre Augen und stellte nun erst fest, daß sich dicht über dem Boden und in bestimmten Abständen dunklere Flecke zeigten, als hätte der Regen dort Pfützen hinterlassen.

Das war es bestimmt nicht, und Glenda konnte sich auch nicht vorstellen, um was es sich bei diesen Flecken handelte. Wäre ihr Sichtfeld normal gewesen, hätte sie bestimmt Einzelheiten ausmachen können, so aber mußte sie näher heran.

Sie ging mit vorsichtigen Bewegungen. Die Füße schienen jedesmal am Boden kleben zu wollen, so schwer tat sich die Frau bei jedem

Schritt. Aber sie kam näher und erkannte, daß es sich nicht um Flecken oder Kreise handeln konnte, weil sie etwa ellbogenhoch über dem Boden standen und eine graue Masse bildeten.

Waren es Steine?

Glenda schlich näher. Über ihr eigenes Schicksal dachte sie in diesen Momenten nicht nach, denn sie hatte das Gefühl, vor einer schlimmen Entdeckung zu stehen.

Noch konnte sie nichts Genaues sehen, sie mußte noch dichter an die Gegenstände heran. Zwei Schritte nach links, wieder geradeaus, eine Schleifspur auf dem sandiger gewordenen Boden hinterlassend, und plötzlich traf es sie wie ein Hammerschlag.

Zuerst wollte sie nicht weitergehen, Glenda mußte sich dazu zwingen und blieb Sekunden später vor dem ersten »Stein« stehen.

War es tatsächlich ein Stein?

Sie wollte es nicht glauben, senkte den Kopf und hatte das Gefühl, die Welt um sie herum würde sich zu einem gewaltigen Kreisel verändern, so schaurig war das Wissen um diese Entdeckung.

Kein Stein ragte vor ihr aus dem Boden, sondern ein Kopf!

***

Glenda Perkins hörte sich selbst jammern. Diese Entdeckung war so grauenhaft, daß sie im einzelnen darüber nicht nachdenken wollte.

Sie starrte nur auf den Schädel, der aus dem Sand ragte und dessen Gesicht ihr zugewandt war.

Aber welch ein Gesicht?

Ob die Haare einmal schwarz oder blond gewesen waren, konnte sie nicht erkennen. Wahrscheinlich schwarz, denn das Gesicht besaß trotz seines veränderten Aussehens noch negroide Züge. Die Haut mußte lange der Witterung ausgesetzt worden sein, denn sie sah aus wie altes Papier, das von Furchen und Rillen durchzogen war, die Farbe von grauer Asche besaß und dessen Lippen an dickliche, aufgerissene Schläuche erinnerten, auf denen weißlichgelber Schorf lag.

Fast wie von selbst drückte sich Glenda in die Knie, um noch mehr erkennen zu können. Sie handelte wie unter Zwang und hatte es geschafft, das Grauen des langen Augenblicks aus ihrem Gedächtnis zu streichen. Das harte Klopfen des Herzschlags dröhnte zudem im Hirn wider. Ihre Lippen zitterten, die Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, sie wischte sie weg und legte ihren eigenen Kopf so schief, daß sie direkt in das Gesicht schauen konnte.

Am völlig leeren Ausdruck der Augen erkannte sie, daß der Mensch, zu dem dieser Kopf gehörte, längst tot war. Man hatte ihn hier eingegraben und seinem Schicksal überlassen.

Ohne Wasser, nur den Kräften der Natur ausgesetzt und dem, was sich noch im Sand befand.

Dem kleinen Getier, den zahlreichen Käfern, Spinnen und Flöhen, die in diesem Boden eine ideale Heimat fanden.

Glenda hatte eine Gänsehaut bekommen. Erst nach einer Weile richtete sie sich auf, das Gesicht verzerrt, so daß sie sich selbst vorkam wie jemand, der nur mit dem Kopf aus dem Boden hervorschaute. Sie merkte, wie sie am gesamten Körper zitterte und sich der Herzschlag noch stärker beschleunigt hatte.

Wenn sie drei Schritte nach vorn ging, dann stolperte sie beinahe über den zweiten Schädel, und das war beileibe nicht alles.

Sie wollte die Köpfe nicht mehr zählen, die aus dem Sandboden schauten, und ihr wurde klar, daß sie vor einem fürchterlichen Friedhof stand, einem Totenacker, wie er ihr noch nie in ihrem Leben vorgekommen war. Und sie dachte an ihr eigenes Schicksal.

Hatte man sie entführt, um sie ebenfalls zu einem Teil dieses makabren Totenackers zu machen?

Allmählich verdichtete sich dieser Gedanke zu einer fürchterlichen Gewißheit, denn sie konnte sich einfach keinen anderen Grund vorstellen. Ihr Hals war mittlerweile absolut ausgetrocknet. Wenn jemand versucht hätte, mit ihr zu reden, wäre ihr das kaum gelungen.

Männer und Frauen…

Sie stolperte bei diesem Gedanken, denn sie hatte bisher keinen Frauenkopf aus dem Boden ragen sehen. Es waren nur die Gesichter der Männer gewesen, die aus leeren Augen in eine imaginäre Ferne starrten, als würden sie dort Dinge sehen, die anderen Menschen verborgen blieben.

Trotz ihrer Furcht versuchte Glenda herauszufinden, ob es auf diesem makabren Friedhof ein gewisses System gab, was die Anordnung der Schädel anging. Das war nicht möglich, man hatte die Körper wohl willkürlich an bestimmten Stellen begraben.

Doch warum nur?

Glenda fand einfach keine Lösung. Sie entdeckte auch keinen Menschen, bei dem sie sich hätte erkundigen können, sie bewegte sich völlig allein zwischen den Schädeln.

Und sie fand ihren Weg. Glenda ging nicht, sie stakste, denn sie wollte auf keinen Fall mit den Füßen gegen die Köpfe treten. Aber sie nahm sich die Zeit und schaute in jedes Gesicht hinein.

Dort sah sie überall den gleichen Ausdruck. Die toten Augen, die dicken, vom heißen Sonnenlicht aufgequollenen Lippen, die aschige graue Haut, die sicherlich bald abfallen würde, obwohl sie da nicht sicher war, denn die Haut zeigte für ihren Geschmack einen öligen Glanz.

Yard für Yard legte sie zurück, bis sie auch den letzten Kopf erreicht hatte.

Da erschrak sie fast zu Tode!

Sie hatte nur einen flüchtigen Blick auf das Gesicht geworfen und dabei auch die Augen nicht ausgelassen und wollte schon weitergehen, als sie das Flattern der Wimpern sah.

Lebte der Mensch noch?

Glenda blieb stehen, wollte nicht hinsehen, schalt sich eine Närrin, rechnete auch damit, daß der leichte Windstoß über das Gesicht und die Wimpern hinweggeglitten war, daß sie sich einfach getäuscht hatte, aber dem war nicht so, wie sie beim zweiten Hinblicken feststellen konnte.

Diesmal bewegten sich nicht nur die Wimpern, auch die Lippen zitterten leicht.

Der Mann lebte noch!

Glenda wäre am liebsten fortgelaufen, das wiederum brachte sie nicht fertig und drückte sich dicht vor dem Kopf nieder, um ihn genau ansehen zu können.

Die Haut war angegriffen worden. Käfer oder andere Insekten hatten ihre Spuren hinterlassen. Auf dem Gesicht bildeten sich winzige Geschwüre wie kleine Hügel. Über die Hälfte war bereits aufgeplatzt. Die Flüssigkeit war in kleine Bahnen über die Haut gezogen.

Sie kniete vor dem Kopf, in dessen Augen noch immer kein Erkennen lag. Dieser Mensch stand bereits auf der Schwelle vom Diesseits zum Jenseits. Es glich schon einem kleinen Wunder, daß er überhaupt noch lebte. Glenda starrte die Lippen an, weil sie von ihnen den Wunsch des Mannes ablesen wollte. Sie konnte sich auch vorstellen, was er wollte, und Glenda verstand auch den Hauch.

»Wasser…«

Fast hätte sie gelacht, so schlimm war für sie dieser Wunsch des Menschen. Woher sollte sie in dieser trockenen Landschaft das Wasser hernehmen?

Auf ihrem Weg über den furchtbaren Friedhof hatte sie bisher keine Quelle entdeckt. Das Wasser, das dieser arme Mensch verlangte, würde für ihn ein Wunsch bleiben.

»Wofür?« flüsterte sie zurück, wobei Glenda ihre eigene Stimme kaum wiedererkannte. »Wo finde ich Wasser?«

Er gab ihr keine Antwort. Die rissigen, mit Schorf bedeckten Lippen formten noch einmal denselben Wunsch, dem Glenda nicht nachkommen konnte.

Sie fühlte sich unwahrscheinlich hilflos. Über ihr Gesicht lief der warme Schweiß, während auf ihrem Rücken eine kalte Gänsehaut lag. Es war ein völliges Durcheinander, was sie persönlich nicht steuern konnte. Hier regierten andere Kräfte, und die wiederum hielten sie eiskalt unter Kontrolle.

Was sollte sie tun?

Glenda gehörte zu den Menschen, die sich für andere einsetzten.

Wenn sie hier hockte und zusah, wie der Mensch allmählich starb, würde sie ihres Lebens nicht mehr frohwerden, deshalb mußte sie einfach etwas unternehmen.

Aber was?

Die einzige Chance bestand darin, daß sie den Mann aus seiner furchtbaren Lage befreite. Im Klartext hieß das: ausgraben.

Und das ohne Werkzeug, deshalb versuchte es Glenda mit den bloßen Händen. Daß es ein wahnsinniges Unterfangen war, brauchte ihr niemand zu sagen, nur konnte sie in diesen Augenblicken nicht anders. Zudem half die Arbeit ihr auch dabei, das eigene Schicksal zu vergessen.

Glenda besaß keine von harter Arbeit gezeichneten Männerhände.

Sie mußte deshalb doppelt so viel Kraft und Mühe aufwenden, um einen Erfolg zu erringen.

An ihre gepflegten Fingernägel wollte sie gar nicht erst denken.

Glenda machte weiter.

Vor der Brust des Mannes hatte sie begonnen. Sie schaffte es tatsächlich, den Boden aufzureißen, doch das lockere Sand-Lehm-Gemisch rutschte sofort wieder nach und füllte die Lücke aus.

Glenda gab nicht auf.

Sie roch die Erde, sie nahm auch den Staub wahr, der in kleinen Wolken hochtrieb und sich auf ihr Gesicht niederlegte, wo er eine schmutzige Spur hinterließ.

Glenda kämpfte um das Leben des Mannes, und sie kämpfte auch für sich, um den eigenen Schweinehund zu überwinden, denn immer öfter keimte in ihr der Gedanke hoch, daß sie es nicht mehr schaffen konnte. Dieser Körper steckte einfach zu tief im Boden.

Dann war es vorbei.

Sie fiel nach vorn, weil abermals ein Teil des Bodens zusammenrutschte und die Lücke ausfüllte. Glenda mußte einsehen, daß sie trotz ihrer Bemühungen es nicht schaffte, den Mann aus dieser verdammten Erde hervorzuholen.

Sie selbst weinte, hatte schrecklichen Durst. Die Zunge war angeschwollen, die malträtierten Schultern glühten, das wiederum erinnerte sie an den Teich, über dem sie gehangen hatte.

Ein Teich, der Wasser führte!

Mein Gott, warum hatte sie daran nicht vorher gedacht! Sie schlug sich gegen die Stirn und sprach den Mann gleichzeitig an. »Ich… ich werde Wasser suchen und finden, hörst du? Ich weiß ganz genau, daß es sich auf diesem …«

Der Mann regte sich nicht. Diesmal zitterten nicht einmal die Wimpern. Alles blieb völlig ruhig.

Glenda sagte nichts. Sie schloß nur sekundenlang die Augen, um sich mit dem fürchterlichen Gedanken anzufreunden, obgleich sie noch

keinen Beweis hatte.

Dann schaute sie wieder hin.

Ein Blick reichte ihr aus, um erkennen zu können, daß das Schreckliche Eingetreten war.

Der Mann lebte nicht mehr. Während sie versucht hatte, ihn zu retten, war er gestorben und hatte sich als letztes Glied innerhalb dieses fürchterlichen Friedhofs eingereiht.

Sprechen konnte Glenda kaum, nicht einmal denken, denn in ihrem Gehirn befand sich eine große Leere. Die Enttäuschung hatte zugeschlagen wie mit den Hammer. Zudem kam noch das Gefühl der Niedergeschlagenheit hinzu. Wenn sich ein Mensch je verlassen gefühlt hatte, dann war es Glenda Perkins, die nicht mehr weiterkam.

Als sie sich zitternd erhob, stellte sie fest, daß sie nicht einmal mehr Tränen besaß. Alles war so schrecklich leer geworden, so anders, als wäre sie selbst eine Figur, ein lebender Toter, als würde sie sich zu den Zombies zählen.

Der Blick dieser Augen schaute sie fast vorwurfsvoll an. Sie konnte ihn nicht mehr ertragen. Es kostete sie große Überwindung, diese Augen zu schließen.

Es war jetzt der einzige Tote auf diesem Friedhof des Schreckens, dessen Kopf mit geschlossenen Augen aus dem Boden hervorragte.

Kein Windhauch regte sich. Eine Sonne sah sie auch nicht. Aber sie mußte vorhanden sein, denn sie schickte die Wärme durch eine dünne, graue Wolkendecke.

Glenda hatte den Kopf gesenkt, die Augen geschlossen und wollte irgendwann aufstehen.

Es hatte keinen Sinn, wenn sie nur auf der Stelle hockenblieb, ändern konnte sie nichts mehr.

Es blieb beim Wollen, denn sie hörte plötzlich die leisen Laute.

Normalerweise wäre sie kaum aufmerksam geworden, in dieser Stille jedoch wirkten sie überlaut.

Sofort dachte Glenda an Schritte, daran wiederum glaubte sie einen Moment später nicht, denn die hörten sich anders an. Dennoch besaßen die Geräusche eine gewisse Ähnlichkeit mit leisen Schritten, auch wenn sie anders klangen.

Oder war es ein Tier, das sich ihr näherte?

Bisher hatte Glenda kein anderes Lebewesen – Kriechtiere einmal ausgenommen – entdecken können. Das wiederum mußte nichts bedeuten.

Sie lauschte weiter, kniete noch immer und stellte fest, daß die Geräusche verstummten.

Tief atmete sie durch. Glenda wußte, daß sie sich umdrehen mußte. Sie tat es auf der Stelle rutschend und wollte sich auch erheben, nur das schaffte sie nicht mehr.

Vor ihr stand, was für sie kaum zu fassen war, ein gewaltiger Wolf mit eisgrauem Fell!

***

Ich war längst wieder erwacht, doch ich hütete mich, dies auch zu zeigen, denn ich wollte, falls sich irgendwelche Feinde in meiner Nähe befanden, sie in Sicherheit wiegen, und so blieb ich mit geschlossenen Augen liegen, hoffte, daß die Schmerzen in meinem Kopf allmählich abklingen würden und wunderte mich nicht einmal über die warme Luft, die mein Gesicht streichelte.

Hin und wieder hatte ich einen Blick riskiert, aber kaum etwas erkennen können, nur einen flirrenden Teppich über mir, der sich aus hellen und grünen Flecken zusammensetzte. Ich wußte nicht, was er zu bedeuten hatte.

Woher kam die warme Luft?

Ich empfand sie im Laufe der Zeit als unangenehm, sie paßte einfach nicht zu dem winterlichen Wetter, und sie erschien mir auch nicht künstlich zu sein, sondern sehr echt, weil ich gleichzeitig auch Gerüche wahrnahm, die meine unmittelbare Umgebung füllten.

Wo konnte ich mich nur befinden?

Etwas kroch über meinen Körper. Und zwar von rechts nach links und in Höhe der Oberschenkel. Behutsam öffnete ich die Augen einen winzigen Spalt – und glaubte, einen bösen Traum zu erleben.

Leider nicht, denn über meinen Körper kroch eine Schlange mit grünbrauner Haut.

Ob das Tier giftig war oder nicht, das war mir nicht bekannt. Ich kannte mich bei diesen Reptilien zu wenig aus, aber ich blieb so steif liegen wie eben möglich.

Nur keine Bewegung, die der Schlange nicht gefallen hätte. Ein Biß konnte mein Ende bedeuten.

Noch immer hielt ich die Augen offen. Es war anstrengend, ich rechnete schon damit, einen Krampf zu bekommen und belauerte die Schlange weiter, der es auf meinem Körper gefiel, denn sie traf Anstalten, sich zusammenzuringeln.

Wenn die jetzt liegenblieb und ein Nickerchen machte, sah ich arm aus.

Das tat sie glücklicherweise nicht.

Sie hatte es sich wohl anders überlegt, streckte ihren Körper wieder und glitt an meinem linken Oberschenkel wieder zu Boden, der dicht bewachsen und weich wie ein Teppich war, so daß es für das Reptil genügend Verstecke gab.

Ich ging davon aus, daß sich in dieser Umgebung wohl nicht nur eine Schlange aufhielt.

Das Tier hatte sich im dichten Gras verkrochen, kehrte auch nicht

mehr zurück, und ich richtete mich auf.
Bei dieser Bewegung schlugen tausend Hämmer zugleich in meinem Schädel an. Plötzlich funkte es vor meinen Augen. Ich hatte den Eindruck, als würde meine Umgebung regelrecht auseinanderfliegen und nach allen Seiten zerspringen.
Aber ich blieb sitzen!
Langsam, sehr langsam holte ich Luft. Sie war feucht, fast schon naß, so daß mein Eindruck, sich in einem subtropischen Dschungel zu befinden, sich immer stärker verdichtete.
Der Schmerz im Kopf ebbte allmählich ab. Ich holte wieder Luft, öffnete die Augen und sah meine nähere Umgebung jetzt besser als vorhin.
Es stimmte! Mich umgab eine Vegetation, die man normalerweise nur im Tropenwald vorfindet. Hohe Bäume, Farne, dichtes Blattwerk, die Feuchtigkeit, das brakige, stinkende Wasser in der Nähe, also ein Tümpel, über dessen Oberfläche mein Blick glitt. Die unzähligen kleinen Blättchen wirkten wie eine grüne Schicht aus zahlreichen Augen. Eigentlich war dieser Tümpel nichts Besonderes. Er lag still in dieser verdammten Feuchtigkeit, aber in meiner Erinnerung flammte etwas auf. Hatte ich ihn nicht schon gesehen?
Je länger ich darüber nachdachte, um so mehr näherte ich mich meinem Ziel. Und plötzlich funkte es.
Klar, ich hatte ihn schon gesehen. Und zwar auf einem Foto, das mir diese Raphaela gezeigt hatte. Das genau war der Tümpel gewesen, in dem die Krokodile und monströsen Fische lauerten und über dem Glenda Perkins gehangen hatte.
Beim Gedanken an Glenda schlug mein Herz schneller. Die Frau und ihre Helfer hatten zunächst sie entführt, dann mich. Glenda hatte ich in den Schlaufen über dem Tümpel hängen sehen, also mußte dieser Baum in der Nähe stehen.
Ich kam auf die Füße, glich den Schwindel aus, drehte mich langsam um – sah und sah ihn.
Es war ein mächtiges Gewächs mit sehr starken Ästen, die auch schwerere Personen halten konnten als Glenda Perkins. Der Ast streckte sich wie ein verkrümmter und ebenfalls verkrüppelter Ast nach vorn und ragte auch über den Tümpel hinweg.
Die Schlaufen hingen noch dort, vielmehr die Reste, man hatte sie kurzerhand zerschnitten.
Aber wo befand sich Glenda?
Wenn ich mir die Reste der Schlaufen anschaute und meine Gedanken auch weiter kreisen ließ, konnte ich eigentlich nur zu einem Ergebnis gelangen.
Man hatte Glenda abgeschnitten und sie fallen lassen. Mir wurde es noch trockener im Hals. Die Angst um meine Sekretärin schnürte mir

die Kehle zu.
Es fiel mir schwer, mich auf das Ufer des Tümpels vorzubewegen.
Nur mühsam konnte ich die Schritte setzen, und der weiche Boden veränderte sich ebenfalls.
Er wurde so saftig, als würde ich allmählich in einen tiefen Morast hineinschreiten und dort steckenbleiben.
Der Blick über den Teich gab mir keine Lösung auf meine Frage.
Von Glenda entdeckte ich keine Spur. Dafür sah ich bei genauerem Hinsehen die Augen in den Baumstämmen.
Leider waren es keine Stämme, sondern Echsen, wie ich sie schon bei Aci erlebt hatte – Krokodile!
Noch waren sie ruhig, vielleicht satt. Möglicherweise hatten sie ihre menschliche Nahrung schon bekommen. Sie machten bei Frauen und Männern keinen Unterschied.
Die Furcht um Glenda stahl sich immer tiefer in mein Bewußtsein.
Zudem fiel mir die Stille auf.
Innerhalb des dichten Grüns bewegten sich keine Insekten, ich sah nicht eine Schwanzfeder von einem Vogel.
Hier lag alles ruhig unter einer glosenden Dunstglocke. Natürlich dachte ich darüber nach, wie ich überhaupt hierhergekommen war.
Hatte man mich mit einem Flugzeug in diese Dschungellandschaft transportiert? Wenn ja, dann hätte ich länger als einen Tag lang bewußtlos sein müssen.
Das wollte mir nicht in meinen schmerzenden Kopf. Aber etwas anderes tat ich.
Ich tastete mich selbst ab und bekam meine Befürchtungen bestätigt. Man hatte mir die Waffen abgenommen. Keine Beretta mehr, keinen Dolch, und mein Kreuz war auch verschwunden.
Allmählich kam ich zu der Überzeugung, daß jemand ein verdammt mieses Spiel mit uns trieb. Wie das endete, wußte ich nicht zu sagen. Jedenfalls wollte ich Glenda Perkins finden und mußte, um dies zu schaffen, diese verdammte Welt durchsuchen.
Hinter dem dicken Grün der Bäume lauerte die Sonne. Deshalb hatte ich beim Erwachen die hellen und dunklen Flecken gesehen.
Ihre Strahlen schafften es auch, ein Muster auf den Boden zu zeichnen.
Ich ging weiter, suchte dabei sehr genau die Umgebung ab – und hätte lieber zu Boden schauen sollen, denn plötzlich rutschte ich tiefer. Ich hörte noch das Klatschen, einen Moment später war mein rechtes Bein bis zum Oberschenkel in einem heimtückischen Sumpfloch verschwunden und das linke sank ebenfalls ein.
Mein Fuß glitt immer tiefer, ohne daß ich einen Druck ausgeübt hätte. An dieser Stelle schien der Untergrund aus zahlreichen Händen zu bestehen, die nur eines wollten, nämlich mich.

Ich verfiel nicht in Panik, blieb zunächst ruhig stehen. Hätte ich mich bewegt, hätte ich den verdammten Vorgang nur mehr beschleunigt. Wie ich allerdings entwischen sollte, war mir ein Rätsel.

Ich stand ziemlich nah am Ufer, das mit dichten Farnen, gummiartigen Pflanzen und auch Schilf bewachsen war. Über dieses Hindernis schaute ich leicht hinweg, und mein Blick blieb an den verdammten Baumstämmen mit den Augen haften.

Ob es mehr als zwei waren, hatte ich nicht sehen können, aber diese beiden, die so ausgesehen hatten, als würden sie schlafen, fingen plötzlich an, sich zu bewegen.

Mein Magen und mein Brustkorb zogen sich gleichzeitig zusammen, als ich das Bild sah.

Es sah so harmlos aus, denn die Krokodile schoben kaum Wellen vor sich her, während sie in eine bestimmte Richtung glitten und mich dabei anvisierten.

Dabei hatten sie alle Zeit der Welt und schafften es, meine Folter noch zu verlängern.

Ein Zyniker hätte sich die Todesart ausrechnen können. Entweder verschlang mich der Boden, oder aber ich wurde zu einer Mahlzeit der Echsen. Beides war nicht gerade erbauend.

Die Reptilien waren überhaupt nicht schläfrig, sondern verdammt auf Draht.

Auf dem Foto hatte ich einen dieser im Tümpel lebenden Riesenfische gesehen.

Der tauchte auch jetzt auf. Wie ein Delphin sprang er aus dem Wasser und beschrieb einen Halbbogen. Der Fisch war größer als der fetteste Weihnachtskarpfen und besaß ein Gebiß, das nur aus Sägen zu bestehen schien.

Der Sprung war gleichzeitig sein Todesurteil. Bevor er wieder in die grüne Brühe eintauchen konnte, öffnete sich das Maul eines Krokodils, das dabei den Kopf drehte und zuschnappte.

Der Fisch verschwand im Schlund der Echse, als hätte ihn jemand hineingeschleudert. Dann klappte das Maul zu. Ich hörte noch das Schlagen der Zähne, Wasser spritzte auf, als das Reptil mit seiner Beute verschwand und sich dabei mit einer heftigen Bewegung seines Schwanzes bewegte und eine andere Richtung anvisierte.

Ein Gegner für mich weniger, aber der zweite blieb, und dem sprang leider kein Fisch in den Weg.

Unbeeindruckt zog das Krokodil seine Bahn.

Ich kam nicht weg. In den letzten Sekunden hatte ich es versucht, meine Beine aus dem morastischen Schlamm zu zerren, es war mir nicht gelungen. Nur aus dem Schuh wäre ich fast gerutscht, doch den wollte ich anbehalten.

Die gefräßige Bestie hatte ihren Körper etwas tiefer gesenkt.

Nurmehr die Augen schauten aus der grünen Wasserfläche hervor. Sie erinnerten mich an kleine, böse Laternen, die ständig weitergeschoben wurden, nur um die Beute nicht aus dem Blick zu lassen.

Am rechten Bein wuchs der grünbraune, zähe Schlammboden in die Höhe und berührte bereits meine Hüfte. Das linke Bein steckte nur bis zur Wade in der Masse, aber auch so würde ich es nicht herausziehen können. Ich hing fester als in der härtesten Fesselung.

Und die Bestie brauchte nur noch wenige Yards zu überwinden, um den dichteren Bewuchs am Ufer zu erreichen. Er würde dem Krokodil kein Hindernis bieten, wenn es seinen tonnenschweren Körper hindurchwuchtete.

Mittlerweile war die Lage schon mehr als kritisch geworden, und mir stand der kalte Angstschweiß auf der Stirn. Gab es überhaupt noch eine Rettung oder den Hauch einer Chance?

Ich schaute in alle Richtungen. Nicht weit entfernt wuchsen die mächtigen Tropenbäume. Vielleicht hingen einige Äste so tief, daß ich sie greifen und mich buchstäblich aus eigener Kraft aus dem Sumpf hervorziehen konnte.

Es war nicht möglich. Zwar breitete sich das mit Moos und dünnen Blättern bewachsene Astwerk wie ein Schirm über meinem Kopf aus, doch ich konnte nicht zugreifen, weil ich einfach zu tief in dem verdammten Boden steckte.

Dann hörte ich das Knacken!

Da brach der harte Bambus wie Streichhölzer ab, als sich das hungrige Reptil durch den natürlichen Widerstand des Ufers vorwühlte, um endlich sein Opfer verschlingen zu können.

Die Furcht umklammerte wie eiskalte Hände mein Herz. Ich hatte das Gefühl, es überhaupt nicht mehr schlagen zu hören. Der Schweiß war mir so stark ausgebrochen, daß einzelne Rinnsale wie Wasserstreifen an meiner Haut entlangrannen.

Das Krokodil arbeitete vor allen Dingen mit seinem Schwanz, in dem eine wahnsinnige Kraft steckte. Ein Rundschlag wühlte Schlamm und ufernahes Wasser zu einer dunklen, schaumigen Brühe auf. Wellen rollten und schwappten vor, sie liefen aus, erreichten mit ihren letzten Ausläufern meine Hüfte, und durch die aufgerissene Lücke schaute ich bereits in das Maul der Bestie.

Es war ein rötlicher Schlund, umrahmt von den verdammten Zähnen, die mich mit einem Biß zerstückeln konnten.

Wenn ich noch zehn Sekunden lebe, war es lang…

***

Der Wolf hockte vor ihr und rührte sich nicht.

Auch Glenda bewegte nicht einmal ihre Augenwimpern, so schwer es ihr auch fiel, aber sie konnte einfach nicht zur Seite blicken und

stierte in die kalten Augen hinein, die auf sie den Eindruck von Eislaternen machten.

Sie schaffte es auch nicht, ihre Empfindungen zu kanalisieren. Da lief in ihrem Körper alles durcheinander. Ihr wurde heiß und kalt zugleich, sie dachte an alles mögliche, sah sich schon zerrissen auf dem Boden liegen und bekam plötzlich die Vision eines mörderischen Werwolfes.

Das Tier rührte sich nicht. Fast gelassen hatte es auf seinen Hinterläufen Platz genommen, den Blick der Raubtieraugen geradewegs auf Glenda gerichtet.

Was hatte sie nicht alles über Wölfe gelesen oder gehört! Nur fiel ihr in diesen langen Augenblicken keine Möglichkeit ein, aus dieser Lage zu entkommen.

Sie wußte auch nicht, ob der Wolf satt oder ausgehungert war. Alles war so furchtbar, so grausam, es hing in der Schwebe, und auch ihr Leben hing dabei an einem seidenen Faden.

Das Tier regte sich plötzlich. Es öffnete sein Maul. Glenda bekam dies im Zeitlupentempo mit. Für sie war es eine seelische Folter.

Dann drückte er sich vor.

Glenda lief nicht weg. Erstens brachte es nichts, der Wolf war immer schneller, und zweitens war sie auch nicht in der Lage, so einfach zu verschwinden.

Das graue Fell des Tieres zitterte, als der Wolf sehr langsam vorging, seine Schnauze dabei in Kopfhöhe hielt und sie immer näher an das Gesicht der Frau heranbrachte.

Glenda hatte das Gefühl, vergehen zu müssen. Innerlich und äußerlich verkrampft hockte sie noch immer auf der gleichen Stelle und konnte nur hoffen, daß die Bestie nicht ausgehungert war.

Sie roch ihn jetzt.

Von ihm strömte ein scharfer Geruch aus, den Glenda nicht kannte. Es war ein ungewöhnlicher Gestank, in den sich auch noch andere Düfte mischten.

Die von Rauch und irgendwelchen Gewürzen. Jedenfalls kam es Glenda so vor.

Der Wolf schlug mit der Zunge zu. Hastig schloß Glenda die Augen, weil sie befürchtete, die Zunge wie einen Lappen ins Gesicht geschlagen zu bekommen, was glücklicherweise nicht geschah. Dafür vernahm sie ein drohendes Knurren.

Sie schaute ihn wieder an.

Sehr dicht stand das Tier vor ihr. Nicht einmal eine halbe Armlänge entfernt. Das Maul hatte es geöffnet, und die Knurrlaute klangen wie ein düsteres Donnergrollen.

Mehr geschah nicht.

Glenda rechnete bereits mit dem schlimmsten, als sich das Tier zur

Seite wandte und davontrottete.
Zuerst konnte sie es nicht glauben, aber der Wolf verschwand tatsächlich. Er ging dorthin, wo sich der Buschgürtel befand. Glenda hörte noch das Rascheln, Zweige knackten, und einen Augenblick später war von dem Tier weder etwas zu hören noch zu sehen.
Der Wolf war wie ein Spuk gekommen und ebenso verschwunden.
Glenda Perkins fiel ein Stein vom Herzen. Sie fing an zu zittern, die Zähne schlugen aufeinander, und erst jetzt merkte sie, wie erschöpft sie war.
Erschöpfung und Furcht trafen zusammen und machten aus ihr ein zitterndes Bündel.
Nun gehörte Glenda nicht zu den Menschen, die sich in ihr Schicksal ergaben und nichts taten. Wenn sie schon in dieser Gegend gefangen war, wollte sie wenigstens dafür sorgen, daß sie aus ihrem Schicksal das Beste machte.
Bisher hatte sie nur die Bedrohung gespürt. Sie war an den Handgelenken aufgehängt worden, man hatte sie losgebunden und ihr eine relative Freiheit gegeben.
Wozu das alles?
So etwas wie Unternehmungsgeist kehrte in sie zurück. Glenda war gewillt, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Sie wollte das Gebiet, in dem sie sich aufhielt, erkunden.
Den schaurigen Friedhof hatte sie bereits gesehen. Es mußte doch Kreaturen geben, die ihn angelegt hatten. Die galt es zu finden.
Wie beim Hinweg, so schritt Glenda auch jetzt sehr vorsichtig an den Köpfen der Toten vorbei. Sie wollte keinen berühren, niemand anstoßen und atmete auf, als der makabre Ort endlich hinter ihr lag.
Es standen verschiedene. Richtungen zur Verfügung, in die sie sich wenden konnte, nur hatte sie keine Hinweise bekommen, so mußte sie auf Glück und eigene Faust los.
Sie blieb auch weiterhin auf der Hut, blickte sich immer wieder um, weil sie nicht daran glaubte, daß der Wolf sich allein in diesem Gebiet aufhielt. Der hatte sicherlich noch Brüder oder Schwestern.
Ob die ebenso friedlich waren wie er, stand in den Sternen.
Die Luft drückte. Sie war heiß und lag wie ein Dampfkessel über dem Gelände.
Sehr bald erreichte Glenda den Rand des Dschungels. Auch hier war der Boden weich und feucht. An einigen Stellen krochen Dunstschwaden aus ihm hervor.
Sie zögerte noch, das Gebiet zu betreten, bis sie durch Zufall einen schmalen Weg entdeckte, den sie nehmen konnte. Er war sehr eng, sie hatte große Mühe, auf ihm zu bleiben, denn altes abgestorbenes und mit Pflanzen bedecktes Holz hatte ihn glatt gemacht.
Nicht einmal Wind wehte durch diese schwülheiße Landschaft.

Der Schweiß rann Glenda in Strömen vom Körper. Am liebsten hätte sie ihren Pullover ausgezogen, doch es war besser, wenn sie Kleidung trug, die schützte.

Glenda brauchte keine Machete, um sich voranzukämpfen. Die Lücken waren groß genug, auch wenn die Pflanzen den schmalen Weg an einigen Stellen fast zuwucherten.

Dann blieb ihr nur mehr das Staunen. Urplötzlich hatte sie freie Sicht, und sie schaute, in Deckung des Waldes stehend, auf einen Platz, wo mehrere Hütten einen Halbkreis bildeten.

Sie waren aus den Materialien des Waldes gebaut worden und so dicht, daß man sie als gut isoliert bezeichnen konnte.

Was hatte das zu bedeuten?

Glenda wischte störende Haarfransen aus der Stirn und beging nicht den Fehler, auf den Platz zuzulaufen. Sie wartete ab, ob man sie nicht beobachtete.

Auch nach einigen Minuten war ihr keine verdächtige Person aufgefallen, und so überwand sie die letzte Schwelle, um den Dschungelrand endgültig zu verlassen.

Der Untergrund hatte sich verändert. Er war nicht mehr so weich wie noch im Dschungel, eher hart und leider auch staubig. Feiner Sand vermischte sich mit grauem Staub.

Glenda ging davon aus, daß die Hütten bewohnt waren, nur konnte sie keinen der hier lebenden Menschen oder Kreaturen entdecken.

Völlig ruhig lagen sie in der schwülen Dunstdecke.

In Deckung der nächsten Hütte blieb sie stehen. Sie preßte sich gegen die Außenwand und suchte durch eine Lücke in das Innere zu schauen, was ihr auch gelang.

Nur sah sie nicht viel. Die Hüttenwand war so dicht, daß sie sogar das Sonnenlicht abhielt.

Glenda suchte nach dem Eingang und schritt um die Hütte herum.

Die Tür verdiente die Bezeichnung kaum, denn auch sie war aus Bambus hergestellt worden.

Aber sie ließ sich aufziehen.

Glenda schaute sich zunächst um, bevor sie es wagte, die Hütte zu betreten.

Keiner hielt sie auf, und so setzte sie behutsam einen Schritt über die Schwelle.

Es dauerte eine Weile, bis sich die Augen an das ungewöhnliche Licht gewöhnt hatten. Dann erst erkannte sie die Gegenstände, die sich in der einfachen Behausung verteilten.

Eine Bastmatte, so etwas Ähnliches wie ein Sitzkissen stand daneben, aber sonst sah sie nichts.

Kein Eßgeschirr, keine Ablage, keine Tücher und auch keine Waffen, wie Speere oder Bögen.

Dennoch durchwanderte sie das Rund, gelangte auch an die Matte und schaute wie zufällig zu Boden.

Etwas lugte unter der Matte hervor und blinkte matt. Glenda bückte sich, weil sie neugierig geworden war, hob die Matte an – und konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken.

Was sie sah, ließ sie fast an ihrem Verstand zweifeln. Sie konnte es einfach nicht glauben, glaubte an einen Traum, wischte über ihre Augen, tastete nach und hätte jubeln können, weil es kein Traum war, den sie erlebte. Glenda kam sich vor wie ein völlig erschöpfter und halb verdursteter Mensch in der Wüste, der im letzten Augenblick einen Tümpel mit klarem Wasser gefunden hatte.

Würde sich jetzt alles ändern?

Glenda hoffte es und raffte die Gegenstände an sich, die sie in der Hütte gefunden hatte…

***

Suko verstand die Welt nicht mehr!

Okay, er war nicht mit seinem Freund John Sinclair verheiratet, aber es gab so etwas wie eine ungeschriebene Regel zwischen ihnen, daß der eine dem anderen Bescheid gab, wenn er die Wohnung verließ und sich irgendwohin begab.

Das hatte John nicht getan.

Suko stand in der leeren Wohnung seines Freundes und schaute sich um wie jemand, der gekommen war, um die Bude kaufen zu wollen. Von John Sinclair sah er keine Spur.

Scharf saugte er die Luft ein. Er durchsuchte, das Schlafzimmer, die Küche, das kleine Bad, stets darauf hoffend, etwas zu finden, das auf das Verschwinden des Geisterjägers hingewiesen hätte.

Leider nichts.

War John nur mal eben ein Bier trinken gegangen? Das konnte sein, aber der Inspektor glaubte es nicht. Sein Gefühl sagte ihm, daß etwas nicht stimmte.

Noch einmal durchsuchte er die Wohnung, um sie dann ohne Ergebnis zu verlassen.

Sehr nachdenklich ging er zurück nach nebenan, hockte wie ein Besucher in seinen eigenen vier Wänden auf der Sesselkante und entschloß sich, in die Tiefgarage zu fahren, um dort nach dem Wagen seines Freundes Ausschau zu halten.

Er selbst hatte seinen BMW nicht in die Garage gefahren und ihn auf den Außenplätzen abgestellt.

Zwei Minuten später wußte er alles oder gar nichts. Der Rover stand nicht mehr an seinem Platz. Also war John weggefahren und nicht mal eben ein Bierchen trinken gegangen.

Sehr nachdenklich fuhr Suko bis zur Eingangshalle hoch, wo er sich

an den Portier wandte, der mit saurem Gesicht und einer Alu-Leiter über der Schulter durch die Halle spazierte.

»Hi, Inspektor, Probleme?«

»Nur eine Frage.«

»Bitte.«

»Haben Sie gesehen, daß Mr. Sinclair das Haus verlassen hat?«

Der Portier schüttelte den Kopf. »Nein, überhaupt nicht. Aber ich war nicht immer hier. Verstehen Sie? Ich mußte nach einigen Leitungen schauen, es gab einen Kurzschluß und…«

»Okay, danke, mehr wollte ich nicht wissen, Mister.«

»Soll ich ihm denn Bescheid sagen, daß Sie nach ihm gefragt haben, wenn ich ihn sehe?«

»Nein, danke, nicht nötig.« Suko befand sich schon auf dem Weg zum Ausgang und hob grüßend den Arm.

Er trat hinaus in die kalte Winterluft. Die Dunkelheit lag bereits über der Stadt, die im Glanz zahlreicher Lichter strahlte. Es dauerte nicht mehr lange, dann war Weihnachten, und der große Run hatte längst begonnen. Daß John sich ebenfalls in den Weihnachtstrubel gestürzt hatte, wollte Suko nicht glauben. Das hätte er ihm mitgeteilt, schließlich wußte der Inspektor, mit welch großer »Freude«

John diese Geschenke kaufte. Nein, da war etwas passiert.

Neben seinem Flitzer blieb der Inspektor stehen und dachte nach, beobachtet von drei Jugendlichen, die auch ein Auge auf das Fahrzeug geworfen hatten.

Da sie Suko stehen sahen, kamen sie näher. Einer besaß eine dunkle Hautfarbe.

»Ist das deine Schleuder?«

Suko schaute irritiert hoch. Die drei standen vor ihm und sahen so aus, als wollten sie sich nicht so leicht abschütteln lassen. »Ja, habt ihr etwas dagegen?«

»Nein, eigentlich nicht. Wir meinen nur, daß du nicht so egoistisch sein solltest.«

»Wie kann ich das denn verstehen?«

»Leih uns den Wagen mal aus.«

Suko lächelte milde. »Tut mir einen Gefallen und geht eure Fahrräder putzen, klar?«

»Der wird frech«, sagte der Dunkelhäutige.

Seine Kumpane nickten, aber Suko war bereits einen Schritt auf sie zugegangen, schaute sie an und sagte mit einer sehr leise klingenden Stimme. »Tut euch selbst den Gefallen und verschwindet, Freunde. Es ist wirklich besser.«

»Ach ja?«

»Doch.«

Das wollten sie nicht, und sie bekamen auch Sukos Fäuste nicht zu

spüren, denn der Portier verließ zufällig das Haus, sah, was die Typen vorhatten und fuhr sie hart an.

»Wenn ihr nicht gleich abgehauen seid, schlage ich euch zu Brei. Dieser Mann hat im kleinen Finger mehr Kraft, als ihr im ganzen Arm. Also, haut ab!«

Der Hausmeister gehörte zu den Menschen, die sie kannten. Sie nickten und trollten sich.

»Da haben die Kerle noch mal Glück gehabt, was, Inspektor?«

»Es geht.«

Suko schloß den Wagen auf und setzte sich hinter das Lenkrad.

Als er den dunkelhäutigen Burschen gesehen hatte, war ihm eine Idee gekommen. Eine sehr gute, wie er meinte. Sein Anblick war die Brücke zu dem Fall gewesen, den Suko und John am heutigen Morgen in Angriff genommen hatten. Der Besuch bei Aci, dem Carribian King.

Er war für Suko und John nicht eben optimal verlaufen. Wie der Inspektor seinen Freund einschätzte, konnte es durchaus sein, daß er Aci einen zweiten Besuch abstatten wollte.

»Hoffentlich hast du den nicht unterschätzt«, murmelte Suko im Selbstgespräch und ließ den Motor an.

Mit dem Wagen wollte er nicht bis in das Viertel hineinfahren.

Nicht einmal die Radkappen wären zurückgeblieben. Auf dem Hof einer Polizeiwache stellte Suko den Wagen ab und machte sich zu Fuß auf den Weg. Sein Gefühl sagte ihm, daß er sich beeilen mußte…

***

»Sinclair, he Sinclair!«

Ich hörte meinen scharf geflüsterten Namen und wußte zunächst nicht, woher der Ruf kam. Vielleicht war es auch eine Einbildung, möglicherweise gaukelte mir die Todesangst schon etwas vor.

Aber der Ruf wiederholte sich, und diesmal wußte ich, aus welcher Richtung er an meine Ohren gedrungen war.

Über mir mußte jemand hocken!

Obwohl ich mit beiden Beinen im Sumpf stand, drückte ich meinen Körper zurück und schaute in die Höhe.

Etwas klatschte in diesem Augenblick gegen mein Gesicht. Daß es ein Seil war, erfuhr ich erst, als ich die Hände darum geschlungen hatte.

Wer hatte mir das Seil zugeworfen, es war mir egal. Ich konnte nicht einmal mehr vom Regen in die Traufe geraten und tat genau das richtige, als ich mir das Seil um die Achselhöhlen wickelte.

Es wurde höchste Eisenbahn, denn mittlerweile hatte das erste Krokodil Gesellschaft bekommen. Sein Artgenosse war mit der Fischbeute nicht zufrieden gewesen, er wollte noch ein Teil von mir haben, doch dagegen hatte mein unbekannter Helfer etwas, denn er zog das Seil an, und ich vernahm sogar das Sirren, als es sich über

meinem Kopf spannte.
Jetzt konnte ich mir nur die Daumen drücken, daß es nicht riß, dann war alles okay.
Der Zug schmerzte in meinen Achselhöhlen. Wer immer über mir hockte, er setzte unheimlich viel an Kraft und Geschicklichkeit ein.
Meine Füße lösten sich allmählich aus dem verdammten Schlamm.
Ich schaffte es sogar, die Schuhe anzubehalten und merkte, wie ich Stück für Stück höher gezogen wurde.
Der Sumpf war gierig. Er klammerte sich an meinen Beinen fest, aber er schaffte es nicht.
Mein Helfer zog mit der stoischen Geduld weiter. Er schien mit wahren Muskelpaketen ausgerüstet zu sein, und als sich der Schlamm mit einem letzten Klatschen von meinen Füßen löste, da konnte ich nichts anderes, als aufatmen.
Geschafft!
Aber das Krokodil war verdammt nahe. Wenn es jetzt zuschnappte, erwischte es meine Füße noch.
Im Wasser konnte es sich besser voranbewegen als an Land. Wäre es umgekehrt gewesen, hätte ich keine Chance mehr gehabt, so aber zog ich im letzten Augenblick die Beine an, als die beiden Kiefer zuschnappten.
Sie erwischten nicht einmal meinen Schuh. Dicht unter den Sohlen knallten sie zusammen. Ich hätte jubeln können vor Freude. An diesem Tag war ich kein Fraß für Krokodile.
Während mich die Kraft meines unsichtbaren Helfers in die Höhe zog, flossen die ersten Stoßgebete über meine Lippen. Ich kam mir noch immer so hilflos vor und konnte nicht einmal die Arme ausstrecken, sonst wäre ich aus der Schlinge gerutscht.
Das Reptil wollte sich mit meiner Flucht nicht zufriedengeben.
Noch immer stand es am gleichen Fleck, schielte in die Höhe und schien darauf zu warten, daß ich ihm vor das Maul flog.
Das sagte auch mein Helfer. »Sinclair, ich könnte dich jetzt loslassen…«
Die Stimme drang durch mein Gehirn wie kleine Stahlsägen. Himmel, jetzt erst wußte ich, wer sich da so samariterhaft um mich gekümmert hatte.
Es war eine Frau – Raphaela!
»Warum haben Sie mich dann erst hochgezogen?« fragte ich zurück.
Da lachte sie. »Es macht mir einen Spaß, dich ein wenig zu ärgern. Jetzt mußt du mir dankbar sein.«
»Noch nicht«, keuchte ich und wünschte mir, noch höhergezogen zu werden, weil das verdammte Seil doch sehr hart unter meine Achseln schnitt. Da half selbst der Jackettstoff nicht viel.
Noch war ich nicht in Sicherheit, wartete ab, daß ich weitergezogen

wurde.

Das tat die Frau dann auch.

Eine Hand packte meinen linken Arm in Höhe des Ellbogens und wies mir die Richtung.

Ich drehte den Kopf und sah Raphaela wie einen weiblichen Tarzan im Baum hocken. Sie hatte sich dort zwar keine Bude gebaut, aber das flache Brett reichte ihr ebenfalls als Standplatz.

Sekunden später hatte auch ich es erreicht und hockte schwer atmend neben ihr.

Ich nahm sie kaum wahr. Die Welt drehte sich vor meinen Augen.

Am liebsten hätte ich mich nach hinten gelegt und wäre eingeschlafen, doch meine »Freundin« Raphaela hatte einiges dagegen.

Sie lachte mich an.

Ob sie es auch so meinte, wußte ich nicht, jedenfalls blieben ihre Augen düster.

»Du hast Fragen, nicht wahr?«

»Bestimmt.«

»Bitte.«

Mein Blick glitt über die hinweg. Sie hatte sich umgezogen, trug ein schwarz-weiß gestreiftes Kleid mit dünnen Trägern und einem sehr tiefen Ausschnitt, aus dem die vollen Brüste beinahe herauspurzelten.

Das Kleid endete an den Oberschenkeln. Es paßte irgendwie in diese Wildnis hinein.

»Stelle sie!«

»Darf ich mal fragen, wo wir uns hier befinden?«

»Aber sicher.«

»Wo denn?«

»In unserer Welt, wo alles anders ist. Es hat sie vor langer Zeit mal gegeben, ein Sturm riß sie und ihre Magie mit ins Meer, aber es gab einen Weg, um zu ihr zu gelangen und die alte Magie wieder aufleben zu lassen.«

»Hatte die Welt auch einen Namen?«

»Vielleicht.«

»Und jetzt ist es wieder da, nicht?«

»Du befindest dich in ihr.«

»Wie habt ihr mich hergeschafft?«

Raphaela lachte nur. »Das werde ich dir nicht sagen. Genieße diese Welt so lange wie möglich.«

»Und dann?«

Sie strich durch mein Gesicht. »Ihre Finger waren weich. Du weißt es doch bestimmt selbst, John.«

»Der Film, nicht wahr?«

»Kann sein.« Sie ließ mich im unklaren, drehte mir den Rücken zu und stand auf, wobei sie in einer tief gebückten Haltung bis zum

anderen Rand der kleinen Plattform vorschritt, sich dort wieder umdrehte und mir zuwinkte. »Willst du hier oben sitzenbleiben?«

»Wäre nicht das schlechteste«, erwiderte ich mit einem Blick auf die beiden Krokodile.

»Nein, komm mit.«

»Okay, wie du willst.«

Ich schaute in die Tiefe und sah die Strickleiter, über die wir zu Boden klettern konnten. Raphaela machte es mir vor. Sie bewegte sich dabei so geschmeidig wie eine Katze.

Ich kam weniger gut die Leiter hinunter, denn so etwas mußte man üben. Schließlich hatte ich es auch geschafft, blieb neben ihr stehen und schaute ihr, da sie kleiner war, ins Gesicht.

»Was hast du jetzt vor?«

Sie legte beide Hände auf meine Schultern. »Ich werde dich mit zu mir nehmen.«

»Ach ja?«

»Sicher.«

»Eigentlich wollte ich zu einer anderen Frau, was du bestimmt verstehen kannst.«

»Du denkst an die kleine Glenda, wie?«

»So ist es. Befindet sie sich überhaupt noch in diesem seltsamen Land?«

»Aber ja.«

»Und wo?«

Sie streichelte mich wieder. »Keine Sorge, John, du wirst alles sehen, alles. Zunächst aber bleiben wir beide zusammen, das ist viel wichtiger, glaub mir.«

Ich hätte die Person am liebsten zum Teufel geschickt, was ich mir leider nicht erlauben konnte, denn sie kannte sich in diesem Land aus, ich leider nicht.

Ich ließ es sogar zu, daß sie meine Hand faßte und mich durch den dichten Dschungelwirrwarr führte, wobei wir von keinem Raubtier attackiert wurden.

Nur einmal erschreckte ich mich, als ich in der Ferne ein gewisses Heulen hörte.

»Was war das?«

»Ein Wolf.«

»Ach, die gibt es hier?«

»Das müßtest du doch wissen.«

»Sicher, ich sah ihn ja, aber ich habe auch darüber nachgedacht, ob es ein normaler Wolf oder ein Werwolf ist.«

»Das wird sich noch herausstellen. Komm mit mir. Ich werde dir zu trinken und zu essen geben.«

Auf weitere Fragen verzichtete ich, hielt allerdings die Augen auf,

weil ich Glenda suchte. Sie war in diesem verdammten Land gefangen, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß man auf sie Rücksicht nahm.

»Zeig mir die Stelle, wo ihr Glenda aufgehängt habt«, forderte ich Raphaela auf.

»Nein, da kommen wir nicht vorbei.«

»Du willst es nicht.«

»Stell keine Fragen mehr!« fauchte sie mich an. »Du hast nicht das Recht dazu.«

»Für dich bin ich schon so gut wie tot, was?«

Sie warf mir nur einen langen Blick zu, eine akustische Antwort bekam ich nicht.

Plötzlich, ich hatte nicht damit gerechnet, erreichten wir offenes Gelände. Das heißt, so offen war es auch nicht, denn mein Blick fiel auf eine Ansammlung von Hütten, die einen Halbkreis bildeten.

»Ist das unser Ziel?«

Raphaela nickte. »Ja, das ist unser Ziel. Wir werden in meine Hütte gehen.«

»Bekomme ich dann auch die Dinge zurück, die man mir abgenommen hat?« fragte ich.

»Du brauchst sie nicht mehr.«

Ich hielt sie fest. »Wo sind sie denn?«

»Stell keine Frage!« zischte die Frau und zerrte mich auf einen Hütteneingang zu.

Der Platz, über den wir schritten, war leer und lag unter einer dunstigen Glocke. Es roch nach Staub, der sich wie Puder auf mein Gesicht gelegt hatte.

Trotz der Leere ging ich davon aus, daß man uns beobachtet und unter Kontrolle hielt. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß Raphaela allein die Herrschaft besaß, weil es da noch einen Mensch namens Aci gab, den ich nicht vergessen hatte.

»Geh hinein!« forderte sie mich auf und zerrte an der Hüttentür.

Ich blieb noch stehen. »Was erwartet mich in der Hütte? Ist es eine Falle?«

»Du sollst gehen!«

Ich war allmählich sauer. »Hör zu, ich bestimme noch immer, was ich tun und lassen werde. Hast du das verstanden? Ich bin derjenige, der für sich selbst bestimmt.«

Wütend schaute sie mich an. »Hast du vergessen, wer dir das Leben rettete?«

Ich lächelte kalt. »Ob ich dir dafür tatsächlich dankbar sein soll, wird sich noch herausstellen. Mal sehen, was die Zukunft bringt.«

Nickend betrat ich die Hütte, wo mich nicht nur die Düsternis empfing, auch fremdartige Gerüche umwehten mich, so daß ich den Eindruck bekam, in eine Hexenküche getreten zu sein.

Aus Bambus oder Rattan waren die Regale an den Innenseiten der Hüttenwände gefertigt. Auf ihnen standen die zahlreichen Tiegel, Flaschen und Schalen. Falls die Gefäße nicht verschlossen waren, entströmte ihnen ein betäubender Duft, der auch an meinen Nasenlöchern vorbeistrich. Einzelne Düfte herauszufinden, war mir nicht möglich.

Bleich schimmerte das Gerippe eines Krokodilschädels. Ich zwinkerte ihm zu und freute mich darüber, daß er mich nicht erwischt hatte. Auf dem Boden lag eine Bastmatte, daneben, sorgfältig zusammengefaltet, zwei oder drei bunte Decken. Gemeinsam bildeten Matten und Decken eine Schlafstätte.

Raphaela war mir gefolgt, hielt sich noch in meinem Kücken auf.

Deshalb drehte ich mich um und schaute in ihr lächelndes Gesicht, von dem ein Teil im Schatten lag.

»Was soll ich hier?«

»Es dir gut sein lassen, John.«

Mit der Antwort hatte ich nicht gerechnet, runzelte die Stirn und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Das darf doch nicht Ihr Ernst sein. Ich soll es mir hier in dieser Hütte gut sein lassen? Glauben Sie tatsächlich, daß ich deswegen hergekommen bin?«

»Gefällt es dir nicht?«

»Im Vergleich zu diesem verdammten Sumpfgebiet mit den Krokodilen schon. Ansonsten könnte ich mir einen angenehmeren Fleck vorstellen. Außerdem bin ich nicht hergekommen, um es mir gutgehen zu lassen. Ich will Glenda Perkins finden.«

»Darf ich ehrlich sein, John?«

»Ich bitte darum.«

»Du solltest diese Glenda vergessen, das ist am besten. Denke nicht mehr an sie.«

»Ach ja?«

»Nimm diesen Ratschlag an und sei nicht verbohrt.«

Ich bewegte die Lippen, ohne zu sprechen, schaute mich noch einmal um und stellte erst dann die Frage. »Könnte es bedeuten, daß ich nicht mehr die Chance habe, Glenda zu sehen?«

»Das wäre möglich.«

Blitzschnell trat ich auf die Frau zu, faßte ihre Schultern hart an und schüttelte sie durch. »Hör zu, Raphaela, es gibt gewisse Dinge, die mir gar nicht gefallen, und wenn es um meine Freunde geht, werde ich verdammt komisch. Was hast du mit Glenda Perkins angestellt? Was ist mit ihr, zum Henker?«

»Ich habe ihr nichts getan.« Sie legte die Betonung auf das erste Wort.

»Wer dann?«

»Das kann ich dir nicht sagen, John. Hier ist einiges unklar. Ich

herrsche nicht.«

»Dann gibt es jemand über dir?«

Sie versuchte, sich aus meinem Griff zu winden, was mir nicht gefiel, so hielt ich sie fest. »Ja, es gibt jemand, der alles inszeniert hat, Sinclair.«

»Kenne ich ihn?«

»Das kann sein.«

»Aci?«

Sie schrak nicht zusammen, die Reaktion erkannte ich nur in ihren Augen. Also hatte ich richtig getippt. Der Kerl, den Suko und ich aufgesucht hatten, der führte auch hier Regie. Das gefiel mir überhaupt nicht. Zudem fragte ich mich, wie es möglich war, daß diese Person eine derartige Macht besaß.

Ich ließ sie los. Sehr langsam nickte ich ihr zu. »Es ist gut«, sagte ich.

»Willst du noch mehr?«

»Nein, es reicht zunächst. Für mich ist Glenda Perkins wichtiger als dieser Aci.«

»Sie befindet sich auf der Insel. Das Foto hat nicht gelogen, John. Du mußt mir glauben. Aber das Gebiet ist groß, es wird zudem kontrolliert. Bleibe bei mir, dann bist du in einer vorläufigen Sicherheit.«

»Wie vorläufig.«

»Es wird sich herausstellen.« Sie ließ mich stehen und ging auf eines der Regale zu, wo sie eine Handfläche gegen einen Krug legte.

»Ich werde etwas trinken, John, möchtest du auch einen Schluck zu dir nehmen?«

»Ist es Gift?«

Sie lachte. »Würde ich Gift trinken?«

»Sicherlich nicht.« Ich schaute zu, wie sie sich einen Becher mit einer dünnen Flüssigkeit vollschenkte, die die Farbe von Wasser besaß. In mir stieg allmählich die Wut hoch. Ich hatte das Rätsel dieser ungewöhnlichen Insel noch nicht gelöst und wußte auch nicht, wo Glenda gefangengehalten wurde. So etwas ärgerte mich, brachte mich regelrecht hoch. Ich sah keinen Sinn darin, noch länger in der Hütte zu bleiben und mit der Frau Brüderschaft zu trinken.

Raphaela hatte den Becher an den Mund gesetzt und kippte ihn langsam. Ohne mich zu rühren, schaute ich ihr zu. Ihre Augen bekamen, während sie schluckte, einen nahezu verklärten Ausdruck.

»Du solltest es auch probieren. Es ist gutes, klares Wasser. Wir alle trinken es.«

»Wer ist wir alle?«

Sie hob nur die Schultern.

In der Tat verspürte ich einen nicht zu unterschätzenden Durst. In meiner Kehle schien ein kleines Stück Wüste zu sitzen, die im Hals

kratzte. Als ich die Frau trinken sah, überkam mich die wahnsinnige Lust auf einen Schluck Wasser.

»Nun? Hast du es dir überlegt, John?«

»Ja, ich werde einen Schluck nehmen.«

»Das ist gut.« Sie drehte sich um und holte ein neues Gefäß, das sie zur Hälfte füllte. Dann reichte sie es mir mit einem Lächeln auf den Lippen. »Es wird dir wirklich guttun, mein Freund.«

Ich war mißtrauisch und roch zunächst an der Flüssigkeit, ohne allerdings einen fremden Geruch wahrzunehmen. Die Flüssigkeit strömte nichts anderes als Kühle und Frische aus.

Trotzdem blieb ich vorsichtig und kippte das Zeug nicht ruckartig in meine Kehle. Ich probierte, konnte nichts herausschmecken. Erst dann nahm ich einen kräftigen Zug, und das wirklich klare und herrlich schmeckende Wasser rann in meinen Hals und breitete sich später im Magen aus. Ich leerte den Becher bis zum Grund, was die Frau vor mir mit einem Nicken quittierte.

»Ist es gut?«

Ich stellte den leeren Becher zur Seite. »Ja, du hast mich nicht angelogen, es hat mich wirklich erfrischt.«

»Das sagte ich dir doch.«

»Und wie geht es jetzt weiter?« Diese Person sollte sich nicht einbilden, daß ich mich von ihr einwickeln ließ. Ich wollte Glenda finden und zudem noch das Rätsel dieser Insel lösen. Ich hatte Aci nicht vergessen, auch Glenda nicht und erinnerte mich ebenfalls sehr gut an die Szene auf dem Bildschirm, als ich bis zum Hals im Sand steckte und der Wolf vor mir gehockt hatte.

»Eine gute Frage, John. Wir beide werden so lange warten, bis die Dämmerung eingetreten ist.«

»Aha. Wann geschieht das?«

»Es dauerte nicht mehr lange.«

»Hör zu, Raphaela, mir dauert es aber zu lange. Hast du begriffen? Ich will nicht warten, zum Teufel! Ich will diese verdammte Insel ausräuchern, ich will Glenda Perkins finden.«

»Du wirst sie sicherlich noch sehen.«

»Tot oder lebendig?«

Sie schaute mich lächelnd an. »Denk nicht an so etwas. Denke lieber an uns beide.« Sie kam auf mich zu, und ich bekam den Eindruck, als würde sie über dem Boden schweben. Als sie dicht vor mir stand und ich nach ihr greifen wollte, faßte ich ins Leere, obwohl ich die Richtung beibehalten hatte.

Ins Leere?

Ich griff noch einmal zu, diesmal konzentrierte ich mich stärker und konnte sie auch berühren. Meine Hände streiften an ihren Schultern entlang, nur schaffte ich es nicht, die Finger zu krümmen und die Frau

festzuhalten? Das war sonst nicht der Fall. Was war nur los mit mir?

»Na, John?«

Auch diese Frage gefiel mir nicht. Sie hörte sich an, als wüßte sie viel mehr als ich.

Ich zwinkerte mit den Augen. Okay, ich sah sie noch vor mir, aber zum Teufel, zwischen die Frau und mich hatte sich ein Schatten geschoben. Zudem bewegte ich mich längst nicht mehr so schnell wie sonst, und das war keine Einbildung.

Aber mein Gehirn funktionierte. Ich konnte nachdenken und dachte daran, daß ich das Wasser getrunken hatte. Dieses herrlich klare Wasser, das eigentlich schon zu gut geschmeckt hatte.

Ja, zu gut…

»Was hast du denn, John?« flüsterte sie und trat dicht an mich heran. Sie hob die Arme. Ihre Handflächen glitten über meine Brust und liebkosten sie.

Ich gab ihr keine Antwort. Aus der Ferne aber hörte ich ein unheimliches Geräusch. Es war ein schreckliches Heulen, das bestimmt nicht von einem Menschen abgegeben worden war.

Der Wolf oder der Werwolf?

Tief holte ich Luft und wollte die Frau zurückdrücken, nur besaß ich nicht mehr die Kraft, obgleich der Wille vorhanden war. Sie blieb einfach stehen. Ich konnte nichts dagegen tun, daß sie mittlerweile die Initiative übernommen hatte.

»Auf dieser Insel muß man tun, was sie verlangt, John. Das mußt du einsehen. Wenn du sie einmal betreten hast, dann hat sie dich auch mit Haut und Haaren gefressen. Schade, du hättest deine Nase nicht in diese Angelegenheiten hineinstecken sollen. Die Insel ist sehr wichtig für uns, sie ist der Himmel und zugleich ein gewaltiges Grab, was du noch erkennen wirst.«

Raphaela hatte nur einen leichten Druck auszuüben brauchen, um mich in eine bestimmte Richtung zu dirigieren. Wenn mich nicht alles täuschte, mußte ich bald die Bastmatte erreicht haben.

Dem war auch so.

Ohne daß ich etwas dagegen unternehmen konnte, drückte sie mich in die Tiefe, streichelte mich noch dabei, und ich sank der Bastmatte entgegen, wobei mich das Gefühl überkam, auf sie niederzuschweben. Es mußte das Getränk gewesen sein, das ausgesehen hatte wie normales Wasser. Eine andere Erklärung gab es nicht.

Ich war sauer über mich selbst, doch noch in eine Falle gelaufen zu sein. Aber konnte ich mir deswegen einen Vorwurf machen? Bestimmt nicht, denn ich war zu sehr auf Glenda fixiert gewesen. Hätte ich mich benommen wie ein Elefant im Porzellanladen, hätte ihr das am allerwenigstens genutzt.

»Du wirst dich jetzt ausruhen, entspannen«, flüsterte die

dunkelhäutige Frau. »Und du wirst sehen, daß eine Frau einem Mann auch auf einer Insel wie dieser einen Himmel bereiten kann. Leg dich nieder, alles andere überlasse mir.«

Noch saß ich, und ich wollte mich auch nicht niederlegen, aber ich kam gegen die Frau nicht an. Selbst ihre Worte besaßen eine suggestive Kraft, ich übergab mich ihr und ihren streichelnden Händen, die über meinen Körper glitten.

»Es ist warm hier«, flüsterte sie, »zu warm, um Kleidung zu tragen. Ich werde dich ausziehen, John.«

»Nein!«

Die Antwort hatte ich rasch und spontan gegeben, und die Frau über mir verzog das Gesicht zu einem erstaunten Lächeln. »Nein, hast du gesagt? Du willst nicht?«

»Ich will hier weg!« keuchte ich, weil ich spürte, daß mich gewaltige Hitzewellen durchstreiften. »Kannst du das nicht begreifen? Ich muß hier raus. Diese verdammte Insel ist für mich das pure Gift. Ich habe mir den Ort nicht ausgesucht. Hier herrscht ein Teufel, die Insel steht unter dem Einfluß des Bösen.«

»Wir sind hier glücklich.«

»Mag sein, aber ich will nicht.«

Mit einem Tuch wischte sie mir die Schweißtropfen von der Stirn.

»Rege dich nicht auf. Ich kann dir den Himmel auf Erden bereiten. Du mußt mir nur vertrauen.«

Gerade das wollte ich nicht. Ich hatte ihr einmal vertraut und war reingefallen. Diesen Fehler durfte ich nicht noch einmal begehen. Ich versuchte, sie wegzuschieben. Es war eine lächerliche Bewegung.

Ebensogut hätte ich auch einen hohen Felsbrocken zur Seite drücken können. Meine Kraft war nicht mehr da.

»Was bist du nur so ungeduldig!« sagte sie und schüttelte den Kopf. »Willst du denn nicht noch einmal die Freuden des Lebens genießen, die ich dir anbieten werde?«

»Nein, ich verzichte.«

Sie schaute mich direkt an. Ihr Gesicht befand sich dicht über dem meinen, höchstens getrennt von der Länge eines Arms. Trotz der relativ schlechten Lichtverhältnisse konnte ich sie genau ansehen und bekam auch den Eindruck, tief in ihre Augen schauen zu können.

Weit hinein in die unergründlichen Pupillenschächte, in denen ich nichts von dem las, was mir ihre Worte versprochen hatten. Diese Person würde nicht von ihrem verdammten Plan abweichen, die war eiskalt.

»Laß mich!« keuchte ich.

Sie ließ mich vorerst nicht. Sekundenlang blieb sie sitzen, starrte mich an, wobei ich ihrem Blick nicht auswich. Dann zuckte sie zurück. »Wie du willst«, sagte sie, »dann wird es eben weitergehen, ohne daß

du die Freuden des Lebens noch einmal genossen hast. Du weißt genau, was dir gezeigt worden ist. Auf dem Bildschirm hast du dein Schicksal sehen können. Unsere Magie hat dies ermöglicht. Die Insel ist eine Quelle, eine alte Wolfsmagie hat hier Fuß gefaßt…« Sie verstummte, hob einen Arm und streckte den Zeigefinger in die Höhe. »Hörst du es?« hauchte sie flüsternd. »Hörst du es genau?«

»Was soll ich hören?«

»Jetzt!« zischte sie. »Jetzt!«

Und vernahm es ebenfalls. Dünn und sehr weit entfernt, dennoch ein mir bekanntes Geräusch. Das ferne, schaurige Heulen, wie es nur von einem Wolf stammen konnte.

»Das ist es, John, das ist der Beweis. Das wird dein Werwolf-Begräbnis sein!«

Endlich hatte sie die Katze aus dem Sack gelassen. So also lief es.

Ich sollte das Werwolf-Begräbnis bekommen. Seltsamerweise erschrak ich nicht einmal darüber, weil ich schon damit gerechnet hatte. Durch den Film war es mir gezeigt worden.

»Ja und?«

»Hat dieses Heulen dich noch immer nicht von deinen Plänen abgehalten?« erkundigte sie sich. »Willst du nicht die Freuden des Lebens genießen, es werden deine letzten sein vor dem endgültigen Aus.«

»Ich werde Glenda finden!«

Ihre Worte interessierten mich nicht. Ich hatte versucht, mich zusammenzureißen. In etwa war es mir gelungen, und ich wollte auch auf eigenen Beinen stehen.

Noch lag ich auf der verdammten Matte, rollte mich herunter und zog die Beine an.

Sie schaute zu, lächelte spöttisch und freute sich über meine kraftlosen Bemühungen. »Du willst weg, wie? Du willst einfach von hier verschwinden?«

»Genau.«

»Dann geh!«

Diese Antwort erwischte mich in einer knienden Haltung und machte mich stutzig. »Wieso? Du hast nichts dagegen? Willst mich aus deinen Klauen lassen?«

»Natürlich. Wegen mir kannst du gehen. Laufe hinein in dein Verderben, John.«

Diesen und einen ähnlichen Rat hatte man mir schon des öfteren gegeben. Ich hatte ihn nie befolgt und war stets mein eigener Herr gewesen, was ich auch jetzt sein wollte, obwohl es mir nicht gerade blendend ging, aber da mußte ich durch.

Raphaela hinderte mich tatsächlich nicht daran. Es war schwer für mich, auf die Beine zu kommen. Ich mußte vorkriechen bis zu den

Regalen, wo ich so etwas wie eine Stütze fand, die mir den nötigen Halt für weitere Bemühungen gab.

Schließlich stand ich, spürte trotzdem die verdammten Nachwirkungen des Getränks, riß mich aber sehr zusammen und kippte nicht wieder um.

»Ja, du gibst nicht auf«, sagte die Frau. »Etwas anderes habe ich auch nicht erwartet.«

»Wie schön.«

»Es ist übrigens fast dunkel. Jedenfalls kannst du die Dämmerung fast als Nacht ansehen. Sie ist in dieser Gegend sehr intensiv, glaube es mir.«

»Und was bedeutet das?«

»Ganz einfach, mein Freund. In der Nacht oder in der Dunkelheit verwandeln sie sich. Da werden sie zu Werwölfen. Einmal Mensch, einmal Wolf oder nur Wolf.«

Ich schaute sie mit gesenktem Kopf an, bevor ich schwerfällig nickte. »Ja, ich habe mit den Tierchen meine Erfahrungen sammeln können, keine Sorge.«

»Das wollte ich dir auch nur gesagt haben.«

Wenn ich ihr Verhalten hätte einschätzen müssen, wäre ich davon ausgegangen, daß diese Frau von einer abwartenden Kühle war. Sie gab sich ungemein kalt, gelassen und natürlich siegessicher, wußte sie doch, daß ich ihr nicht mehr entwischen konnte. Nicht in meinem Zustand und zudem waffenlos.

Das wiederum ging mir gegen den Strich. Liebend gern hätte ich erfahren, wo man mein Kreuz, die Beretta und den Dolch hingeschafft hatte, doch diese Frau würde einen Teufel tun und mich darüber aufklären. Deshalb fragte ich nicht danach, denn ich wollte mir ihr gegenüber keine Blöße geben.

»Du bist sehr schwach«, sagte sie, wobei ich nicht wußte, ob sie es spöttisch meinte. »Deshalb werde ich dir helfen und dir die Tür öffnen. Oder willst du bleiben?«

»Nein.«

»Das habe ich mir gedacht.« Beinahe lässig schritt sie auf den Ausgang zu. Ich ärgerte mich noch stärker darüber, daß es mir derartig mies ging und ich mir bald vorkam wie eine Schnecke auf zwei Beinen. So langsam bewegte ich mich.

Raphaela hatte nicht gelogen. Draußen war es tatsächlich düster geworden, nicht stockfinster. Über dem ungewöhnlichen Land lag eine stahlgraue Dämmerung, ein fast schon schwarzes Licht, das auch seinen Weg in das Innere der Hütte fand.

»Du kannst gehen!« forderte sie mich auf.

Ich besaß einen ungünstigen Blickwinkel und konnte nicht nach draußen schauen. Hinter der Tür lag allein die graue Dämmerung, die

auch eine Falle sein konnte, denn bei diesem Licht war es leicht für jemand, sich zu verstecken.

Meine Schritte hatten alles Leichte verloren. Schwerfällig ging ich voran und mühte mich regelrecht ab. Meine Beine waren zu einem fremden Körperteil geworden, sie gingen neben mir her, und ich war ein wenig von der Rolle.

Raphaela stand da, hatte ihr Gesicht zu einem breiten Lächeln verzogen und wartete darauf, daß ich sie passierte. Sie sprach mich auch nicht mehr an. Ich ging an ihr vorbei, überwand das Schwindelgefühl und kam mir vor wie ein Schwerstarbeiter, der zunächst einmal eine kleine Pause einlegen mußte.

Die konnte ich mir nicht erlauben, so schleppte ich mich weiter, auch über die Schwelle hinweg und spürte sehr bald einen anderen Boden unter den Füßen.

Ich stand im Freien!

Die Temperatur hatte sich nicht verändert. Nach wie vor umfächerte mich die schwülwarme Luft. Gerüche nahm ich nicht auf, die in der Hütte waren einfach zu intensiv gewesen.

Auch Raphaela bewegte sich. Ich hörte es und drehte mich um, da ich ihr auch jetzt nicht traute und sogar mit einem heimtückischen Angriff ihrerseits rechnete.

Sie tat nichts dergleichen, blieb stehen, behielt ihr Lächeln bei und wartete. Die Augen lagen in den Höhlen wie dunkle, glänzende Diamanten. »Hast du es dir überlegt? Willst du noch einmal zurückkehren?«

»Nein.«

Sie hob die Schultern und ließ mich gehen. Der Wind hatte etwas zugenommen. Staubfahnen trieb er über das Land, als wollten die dünnen Schleier vor ihm flüchten.

Die Nacht war ruhig, dennoch für mich voller Geräusche. Seltsamerweise hatte sich mein Wahrnehmungsvermögen verstärkt. Meine Sinne waren geschärft worden. Ich hörte das Säuseln des Windes und vernahm auch das geheimnisvolle Flüstern, das irgendwo in der Dunkelheit entstand und mich eingekreist hatte.

Waren es menschliche oder tierische Stimmen?

Ich konnte darauf keine Antwort geben und setzte meinen Weg fort, ohne ein Ziel zu haben. Einfach nur geradeaus, weg von der Hütte, auf der Suche nach Glenda Perkins.

Sie ließ mich nicht los. Um ihre Person drehten sich meine Gedanken und stellten mein eigenes Schicksal hinten an.

Und so schritt ich ohne Ziel und mit steifen Bewegungen in die Finsternis hinein, immer wieder lauschend, ob sich vielleicht etwas tat. Es war durchaus möglich, daß sich irgendwelche Personen näherten, daß sie aus den grauen Schatten kamen, Gestalt annahmen

und…

Nein, es war keine Einbildung, daß sich die Schatten vor mir bewegten. Sie wurden förmlich aufgerissen. Ich hörte Schritte und sah den drei Männern entgegen, die in einer Reihe auf mich zukamen und so dicht vor mir stehenblieben, daß ich sie erkennen konnte.

Ich kannte sie sogar.

Zuletzt hatte ich sie in der Bar gesehen, die Aci gehörte!

***

War es ein Schock?

Wohl kaum, auf dieser Insel, die eigentlich längst versunken war, mußte ich mit allem rechnen. Ich sah es eher als eine Überraschung an, wenn auch als keine gute.

Sie hatten sich nicht verändert. Noch immer trugen sie die gleiche Kleidung, aber wenn ich in ihre Gesichter schaute und mich auf die Haut konzentrierte, entdeckte ich doch die blassen Farben, mit denen sie sich angemalt oder geschminkt hatten.

Daß sie etwas von mir wollten, stand fest. Sie erinnerten mich an ein Begleitkommando, das einem Delinquenten auf dessen letzten Weg folgt.

Ich schaute sie an und nickte.

Diese Kopfbewegung fiel mir schwer. Bei jeder mußte ich mich anstrengen, zudem zuckten Stiche durch meinen Schädel, die sich hinter der Stirn zu einem Blitzgewitter zerstreuten.

Sie schwiegen. Dafür sprach Raphaela. »Sie werden dich wegbringen, John. Jetzt darfst du dich wieder erinnern, was du gesehen hast. Denke daran. Das Bild auf dem Schirm, das Loch im Boden, in dem du gesteckt hast. Dein Schädel schaute nur hervor, John, dein Kopf, und ich bin der festen Überzeugung, daß du keine Schwierigkeiten machen wirst. Sie begleiten dich zur Stätte des Todes, wo du dich bei den anderen einreihen kannst, die es auch versuchten, das Geheimnis dieser Insel zu enträtseln. Für dich tut es mir leid. Es ist kein Abschied, John, wir werden uns noch einmal sehen, dann aber in einer anderen Lage. Dann wirst du im Sand stecken und mich darum bitten, dir einen Schluck Wasser zu geben, den ich dir jedoch nicht reichen kann, weil ich mich entschieden habe und zu ihnen gehöre. Wir sehen uns später wieder.«

Mehr sagte sie nicht. Ich hörte sie nach rechts weggehen, als würde sie von einer Bühne abtreten.

Ich aber blieb zurück.

Was sollte ich tun? Versuchen, mir den Weg gewaltsam zu bahnen? Es wäre eine Möglichkeit gewesen. Ich hätte mein Schicksal zumindest hinauszögern können, aber nicht in meiner Verfassung. Da hatte ich schon Schwierigkeiten, gegen einen Widersacher anzutreten,

geschweige denn gegen drei dieser Burschen.

Sie faßten zu.

Für meinen Geschmack bewegten sie sich viel zu schnell. Ich wollte ausweichen, es war einfach nicht möglich. Meine Reaktionen erfolgten im Zeitlupentempo, sie wirkten einfach lächerlich, selbst die Tritte fanden kein Ziel.

Mit einer tänzerischen Gewandtheit wichen die drei Männer aus, ohne mich dabei loszulassen.

Dann rissen sie mich zur Seite. Sie taten es nicht gerade sanft. Sie ließen keinen Widerstand zu, schleiften mich weg.

Und ich konnte mich nicht wehren. Raphaelas Trank hatte mich körperlich gezeichnet…

***

Im Sommer, wenn die Nächte kaum kühler sind als die warmen Tage, dann lebt London, dann kocht es, dann ist in den einzelnen Stadtvierteln der Teufel los.

Das Viertel, in dem die Carribeans lebten, machte da keine Ausnahme. Während der warmen Zeit ging es dort besonders hoch her.

Allerdings nicht im Winder. Da konnte es einem Besucher vorkommen, durch eine große Leere zu schreiten, woran auch die bunten Reklamelichter der Lokale nichts änderten.

Suko hatte das Viertel längst erreicht und verhielt sich dementsprechend vorsichtig. Er wußte, wie sich in solchen Gegenden die Besuche fremder Menschen herumsprachen. Sicherlich war ein jeder darüber informiert, daß John Sinclair und er diesen Aci bereits aufgesucht hatten. Wenn er jetzt gesehen würde, würde sich diese Tatsache ebenfalls in Windeseile herumsprechen.

Aus diesem Grund hielt sich der Inspektor mehr im Schatten und vermied auch das bunte Licht der Reklamen.

Es war bitterkalt geworden. Suko spürte die Luft als Eishauch an seinem Gesicht vorbeistreichen. Wenn er atmete, floß der Atem sichtbar aus seinem Mund und stand wie eine nie abreißende Wolkenfahne vor seinen Lippen.

Er gehörte zu den Menschen, die sich nicht beirren ließen und geradlinig ein Ziel ansteuerten. Hier machte er eine Ausnahme. Er wollte nicht den Weg nehmen, den er zusammen mit John schon einmal gegangen war, sondern versuchen, von der Rückseite her an das ungewöhnliche Lokal zu gelangen.

Auf dem Revier hatte er sich eine Karte dieses Stadtteils besorgt und den Weg sicherheitshalber eingezeichnet. In einer schmalen Gasse und noch im Streulicht einer Laterne stehend, schaute er nach und verglich die eingezeichnete Strecke mit der, die er bisher zurückgelegt hatte.

Wenn ihn nicht alles täuschte, war er genau richtig gelaufen. Die Straße endete auf einem kleinen Platz. Der wiederum bildete die Rückseite der Hausfronten, zudem auch der Hinterhof gehörte. Eine offene Tür oder einen Durchschlupf würde Suko finden, das stand für ihn fest. Um sich etwas zu tarnen, hatte er eine dunkle Strickmütze über den Kopf gezogen.

Von einer Telefonzelle hatte er kurz bei seinem Freund angerufen, da allerdings war nicht abgehoben worden. Suko hoffte nur, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben.

Er hörte die schnellen trippelnden Schritte einer Frau. Eingehüllt in einen rotgefärbten, künstlichen Pelz überquerte sie die Straße, sah Suko, lächelte ihm zu und ging weiter, als der Inspektor wieder zurück in das Dunkle tauchte.

An den Fassaden der Haustür entlang nahm er die letzten Yards in Angriff.

Aus manchen Kellerfenstern quoll Dampf, aus den Gullies Schwaden, die sich auf der Straße verteilten. Nur wenige Fahrzeuge waren unterwegs. Wenn, dann ältere Modelle, oftmals besetzt mit zahlreichen Jugendlichen, die auf abendlichen Spazierfahrten und Aufreißertouren waren.

Suko drückte sich in einen schmalen Hauseingang, denn er hatte gesehen, daß die Tür hier nicht verschlossen war. Bevor er sie weit öffnete, lugte er in den Flur.

Zu sehen war nichts, allerdings zu hören. Irgendwo im Haus lebte ein Drummer, der seine Trommeln schlug, was Suko nicht beunruhigte, denn dieser Klang hatte mit Voodoo nichts zu tun. Da schien jemand für eine Band zu üben.

Der Flur war eng, er stank. Aber auch ein anderer Geruch hing zwischen den feuchten Wänden.

Scharf und irgendwie süßlich. Dieser Gestank entstand, wenn jemand Marihuana rauchte, ein Rauschgift-Kraut, das im Volksmund auch Gras genannt wurde.

Suko konnte die Kiffer nicht sehen. Vielleicht hielten sie sich auch nicht mehr im Treppenhaus auf und hatten als ihr Erbe nur den Geruch zurückgelassen.

Als sich in der Nähe eine Tür öffnete, blieb er sofort stehen. Lichtschein fiel auf den schmutzigen Steinboden. Er hörte eine laute Stimme, die in spanischer Sprache etwas rief, dann wurde die Tür wieder geschlossen, ohne daß ein Mensch die Wohnung verlassen hätte, und Suko atmete auf.

Er beeilte sich noch mehr. Eine Hintertür war schnell entdeckt. Als staubgraues Rechteck erschien sie im Licht seiner kleinen Leuchte.

Sie besaß ein altes Schloß, in dem von innen der Schlüssel steckte, den Suko einmal herumdrehte und dem Kratzen nachlauschte, was

dabei entstand. Dann hatte er die Tür offen und schaute tatsächlich in den Hinterhof, den er und John schon einmal von der anderen Seite her betreten hatten.

Links von ihm lag der flache Anbau. Dort mußte er hin, hineingehen in den trüben grünblauen Lampenschein eines Reklamelichts über dem Eingang. Im Sommer war hier sicherlich der Bär los. Jetzt aber hielt sich kein Mensch vor der Tür auf, und Suko hoffte nur, daß es ihnen nicht auch so war.

Er stahl sich förmlich auf sein Ziel zu. Immer wieder nach allen Seiten sichernd, ob ihn nicht mehrere Augenpaare beobachteten.

Der Eingang war nicht verschlossen. Suko zerrte die Tür auf und stand dicht vor dem alten Vorhang, dessen Geruch ihn störte. Er schob ihn in der Mitte auseinander, um einen ersten Blick in das Lokal werfen zu können, das ihm sehr leer aussah.

Hinter der Theke stand der Keeper und unterhielt sich flüsternd mit einem Gast, den Suko nicht sehen konnte, weil er im Dunkeln saß. Er verstand auch nichts von dem Gespräch, öffnete den Spalt so leise und soweit wie nötig und betrat den Gastraum.

Sämtliche Tische waren leer. Niemand hatte dort Platz genommen.

Das Lokal sah im Innern aus, als stünde sein Besitzer dicht vor der Pleite. Auch der Keeper hatte Sukos Eintreten nicht bemerkt. Erst als der Inspektor die Hälfte der Strecke hinter sich gelassen hatte, wurde der Mann mit dem schwarzen Bartstrich auf der Oberlippe aufmerksam.

Er kam zur Theke, hatte große Augen bekommen und wollte kaum glauben, daß zu dieser Zeit noch ein Gast kam, der nicht gerade zu den Stammgästen gehörte.

Suko blieb fast an der gleichen Stelle stehen, an der er schon einmal gestanden hatte. Lässig stützte er einen Ellbogen auf und zeigte mit dem Finger auf den Keeper.

»Du kennst mich noch?«

Der Mann nickte.

»Das ist gut, dann hast du sicherlich nicht vergessen, mit wem du es zu tun hast.«

»Mit einem Bullen.«

»Gutes Gedächtnis.«

Der Keeper hatte seinen ersten Schrecken überwunden. Nicht daß er aggressiv geworden wäre, aber er war wesentlich sicherer geworden, und das mußte einen Grund haben.

Suko dachte an den Gast, mit dem sich der Keeper unterhalten hatte. Wenn er sich nicht irrte, mußte der Typ rechts von ihm stehen, wo das Ende der Theke allmählich von der Dunkelheit des Raumes verschluckt wurde und wo auch keine Lampen brannten.

Der Inspektor glaubte, dort einen Schatten auszumachen und

beschloß, immer an ihn zu denken.

»Bitte«, sagte Suko.

»Bitte was?«

»Ich will zu deinem Chef, diesem Mr. Aci. Hast du gehört, Bruder?«

»Klar.«

»Und keine Warnung, verstanden?«

»Was meinen Sie damit?«

»Wenn ich gehe, kann man schnell telefonieren. Das meine ich damit, mein Freund.«

»Vielleicht ist er gar nicht da!«

Suko runzelte die Stirn. »Vielleicht – oder ist er tatsächlich nicht da?«

»Weiß ich nicht.«

»Ich werde mich schon selbst davon überzeugen. Und vor Krokodilen habe ich keine Angst, die fresse ich oft selbst zum Frühstück.«

»Aber sicherlich vor mir!«

Suko hörte die Stimme und sah, daß sich der Schatten bewegt hatte. Er war von der Theke weggetreten und stand plötzlich vor dem Inspektor. Es war ein Farbiger, der einen schwarzen, dünnen Pullover trug und eine ebenfalls dunkle Hose. An seinem linken Ohr hing ein Ring.

»Bist du der Leibwächter von Aci?«

»Hau ab hier, Chinese!«

»Keine Rassenvorurteile! Das kannst du doch auch nicht vertragen. Ich werde Aci besuchen, ob du es willst oder nicht.«

Ansatzlos schlug der Kerl zu. Nicht mit der Faust oder der Handkante, nein, er hatte mit der Rechten den schmalen Griff einer Reitpeitsche umklammert, die bisher auf der dunkle Thekenplatte gelegen hatte, für Suko unsichtbar.

Die meisten hätte der Treffer quer durch das Gesicht getroffen.

Nicht so Suko.

Ihm gelang es, den Kopf zur Seite zu drehen. Zwar berührte die Peitsche wie ein glühendes Stück Eisen sein Ohr, zu einem zweiten Hieb ließ er den heimtückischen Knaben nicht kommen.

Suko rammte ihm die rechte Faust in den Bauch. Der Schlag nahm dem Mann die Luft. Er wankte zurück und ging dabei in die Knie, beide Hände auf die Stelle gepreßt; die Peitsche hatte er verloren.

Auf seinen Hintern fiel er, röchelte laut und würgte Speichel hervor.

Suko kannte seine Schläge, die er sehr genau zu dosieren wußte.

Hier hatte er eine höhere Dosis genommen.

»Soll ich dir jetzt in den Rücken schießen, Bulle?« Die Stimme des Keepers klang schrill, dennoch zitternd, und der Inspektor drehte sich um.

Der Knabe hielt eine doppelläufige Schrotflinte fest, deren Mündungen über die Theke hinwegzeigten.

»Mach dich nicht unglücklich, Junge. Die Zeit deines Chefs ist abgelaufen, er weiß es nur noch nicht.«

»Das haben schon viele gesagt.«

»Aber ich meine es ernst.«

»Okay, Partner, okay. Sei nur ruhig. Ich werde dir jetzt sagen, was du zu tun hast.«

»Und was, bitte? Willst du mich hinauswerfen? Ich werde zurückkehren, immer wieder. Und wenn mich die Ladung durchlöchert, kommen meine Kollegen, dann siehst du böse aus, Freund. Deshalb gebe ich dir einen guten Rat. Leg den Schrotschießer wieder dorthin, wo du ihn hergeholt hast. Es ist besser für dich.«

»Aci wird dich…«

»Er wird gar nichts, Bruder. Er kann nichts mehr. Ich habe es eilig!« Suko sprach jetzt mit scharfer Stimme. »Leg sie weg!«

Der Keeper zitterte noch stärker. Das gefiel Suko überhaupt nicht.

Wenn er die Kontrolle über sich verlor, konnte es durchaus sein, daß er aus Versehen abdrückte.

»Mach es nicht!«

Er schoß, und Suko hätte keine Chance gehabt. Aber der Mann riß die Waffe in die Höhe und feuerte die Ladungen in die Decke, wo sie ein mittleres Chaos hinterließen und dafür sorgten, daß einiges an Putz herunterkam. Wahrscheinlich hatte er schießen müssen, um sich abzureagieren. Einige kleine Brocken waren noch auf ihn gefallen. Suko hatte nur Staub abgekriegt.

Der Keeper heulte wie ein kleines Kind, als er hinter der Theke zusammensank.

»Du hast gut gehandelt, Bruder, sehr gut!« lobte Suko ihn, bevor er ging.

Neben dem Peitschenmann blieb er stehen. Der hockte rücklings an der Wand, seine Augen bildeten glasige Kreise, und über seine Lippen drang der Atem in röchelnden Intervallen. So schnell würde dieser Knabe nicht mehr zuschlagen.

Suko schleuderte die Peitsche in die Tiefe des Lokals, bevor er weiterging.

Den Gang kannte er. Noch immer brannte die farbige Beleuchtung. Er war gespannt, wie sich Aci verhalten würde, wenn er ihn tatsächlich in seinem ungewöhnlichen Büro vorfand, das von den beiden Krokodilen streng bewacht wurde.

Suko war auf der Hut, als er die Tür öffnete.

Nichts hatte sich verändert. Er sah den Teich, er sah auch die beiden Krokodile, aber jenseits des künstlichen Gewässers ballte sich eine graue Dunkelheit zusammen.

Beim ersten Besuch war das Licht aus der Wand und ebenfalls aus dem Boden gedrungen. Es hatte die Gestalt und das hell geschminkte

Gesicht des Mannes umspielt. Wenn Suko ihn jetzt sehen wollte, mußte er über den Steg auf die andere Seite.

Die Krokodile lagen im Wasser. Die nachempfundene Dschungellandschaft schien zu dampfen. Es war heiß innerhalb dieser vier Wände. Woher die Hitze strömte, konnte Suko nicht sagen. Mit einem etwas mulmigen Gefühl, schritt er auf den Steg zu und sah gleichzeitig, daß sich die beiden Tierchen bewegten und langsam in Richtung Übergang glitten.

Vor dem Steg blieb er stehen. Suko holte die lichtstarke, dünne Bleistiftleuchte aus der Tasche und strahlte über das Wasser hinweg zum anderen Ufer.

Die Sitzkissen sahen im bleichen Licht der Lampe aus wie dicke Steine, die jemand übereinandergetürmt hatte. Ansonsten konnte er nichts entdecken, leider auch nicht Aci, obwohl er den Strahl wandern ließ und dieser auch über die Wand hinwegglitt, aus der einmal der weiche Lichtschein geflossen war.

Hatte der Keeper rechtgehabt? War es Aci tatsächlich gelungen, das Weite zu suchen?

Wenn ja, dann brauchte Suko erst gar nicht über den Steg zu schreiten. Doch er bekam Zweifel, als er die huschende Bewegung sah, knapp außerhalb des Lichtscheins.

Sofort bewegte er seine Hand in die entsprechende Richtung, um nachzuleuchten, doch er hatte Pech.

Wer immer sich dort aufhalten mochte, war längst hinter den Kissen verschwunden.

»Los, komm raus, Aci! Zeig dich!«

Sukos Worte fielen auf keinen fruchtbaren Boden. Der Kerl blieb verschwunden.

Dafür vernahm der Inspektor andere Geräusche, die ihm ungewöhnlich vorkamen. So etwas wie ein drohendes Knurren oder Fauchen, das aus dem Hintergrund klang.

Lauerte dort ein Tier?

Er mußte es genau wissen und ging deshalb das Risiko ein, den hölzernen Übergang zu betreten.

Das Material kam ihm noch weicher vor als beim erstenmal. Diesmal schleuderte keiner Fleischbrocken in das Wasser, um die Krokodile wild zu machen, es brauchte auch nicht zu sein, denn die netten Tierchen hatten den Inspektor bereits gesehen und hielten ihn unter Kontrolle, denn sie bewegten sich lautlos näher.

Suko ging schneller. Er wollte nicht, daß sie nach ihm schnappten.

Sie brauchten nur ihre Schnauzen aus dem Wasser zu heben, und seine Beine waren nur mehr blutige Fetzen.

Er ging schneller, auch die Krokodile bewegten sich nicht mehr so langsam.

Im letzten Augenblick schaffte der Inspektor es, den Steg zu verlassen. Allerdings nur, weil er sich zu einem Sprung entschlossen hatte. Suko hörte es knacken und splittern, als die Zähne es schafften, den Übergang zu durchbeißen.

Die Enden des Stegs klatschten ins Wasser. Dieser Weg war dem Inspektor versperrt.

Dennoch nahm er die Tatsache gelassen hin und sagte mit kalter Stimme: »Ich bin wieder da, Aci!«

»Das weiß ich!«

Suko wunderte sich zweimal über die Antwort. Erstens, weil der Mann überhaupt gesprochen hatte, und zweitens über den Tonfall in der Stimme. Der hatte sich angehört, als hätte die Person mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie war kaum in der Lage, einen vernünftig klingenden Satz hervorzubringen.

»Okay, dann kann ich anfangen. Wo befindet sich mein Freund John Sinclair? Streite nicht ab, daß du mit ihm und seinem Verschwinden nichts zu tun hast, ich weiß es.«

»Stimmt!«

Suko war sich nicht hundertprozentig sicher gewesen, was seine Annahme betraf und wunderte sich nun über die klare Antwort, die er bekommen hatte.

»Wo ist er?«

»Auf der Insel!«

Suko hatte mit zahlreichen Antworten gerechnet, nur nicht gerade damit. »Hör zu, Aci, deine Zeit ist abgelaufen. Du kannst die letzten Minuten nur noch verbessern, indem du mir die Wahrheit sagst. Was soll das mit der Insel?«

»Er ist dort, und ich habe den Weg gefunden.«

»Okay, dann sag mir bitte, wo die Insel liegt, damit ich dorthin kann. Sag es!«

»Im Nirgendwo, zwischen den Zeiten. Ich habe den Weg gefunden. Man kann ihn nur durch Macumbas Zauber finden, verstehst du das? Nur durch Macumba. Sie ging vor langer Zeit unter, aber sie hat sich ihren Zauber bewahrt.«

»Sprichst du von Atlantis?«

Wieder hörte Suko das leichte Grollen, vermischt mit den fauchenden Zischgeräuschen. »Nein, Atlantis war es nicht. Diese Insel hat einen anderen Namen.«

»Wie lautet der?«

»Lupos!«

Suko begriff. »Hat es vielleicht etwas mit Wölfen zu tun? Der Name läßt darauf schließen.«

»Das hat es.«

»Dann erkläre es mir genauer.«

»Auf dieser Insel, die ich wiederfand, lebten Werwölfe. Sie lag einmal nahe unserer Heimat in den warmen Gewässern. Willst du noch mehr wissen?«

»Gern.« Suko ging einen Schritt vor. Er wollte Aci aus seiner Deckung hervorholen und ihn dabei mit seiner blitzschnellen Attacke überraschen. »Ich kenne Werwölfe, habe aber nicht gedacht, daß sie auch in der Karibik waren. Dort kommt der Voodoo-Zauber zur Geltung, aber nicht die Magie der Wölfe.«

»Es war aber so. Sie besaßen einen Stützpunkt. Sie schafften es, das große Wasser zu überqueren. Der Götterwolf leitete sie und brachte sie auf die Insel, wo sie sich aufhielten und sich auch vermehren konnten. Die Insel ging unter, aber die Magie blieb bestehen. Das Meer konnte nur die Wölfe fressen.«

»Und du hast sie wieder hervorgeholt, die Insel?«

»So ist es. Ich wußte, daß sie nicht auf dem Meeresgrund verborgen war. Sie schwebte zwischen den Zeiten, in einem Loch in den Dimensionen, und ich schaffte es, sie sichtbar zu machen. Ich habe den genauen Weg gefunden, ich allein.«

»Wie kommst du dorthin?«

»Willst du sterben?«

»Das hatte ich nicht vor.«

»Dann bleibe hier.«

»Tut mir leid, Aci, ich gehöre zu den Menschen, die ihre Freunde suchen und sie nicht allein lassen, das mußt du schon verstehen. Wenn es einen Weg auf die Insel gibt, so werde ich ihn gehen und John Sinclair herausholen. Aber zuvor hole ich dich aus deinem komischen Versteck, das ist sicher.«

»Sinclair wird sterben. Er erlebt das Werwolf-Begräbnis. Ihm ist bisher noch niemand entkommen.«

»Dann wird John eben der erste sein!« Suko war es leid, noch länger zu diskutieren. Er glaubte dem Sprecher auch, daß es sich so und nicht anders mit der Insel verhielt. Zu gut kannte sich der Inspektor in den verschiedenen Magien aus, so daß er sich durch nichts mehr überraschen ließ.

Zwei Schritte weit kam er. Die Beretta hatte er noch nicht gezogen.

Seine Hand befand sich bereits auf dem Weg zur Waffe, und er strahlte mit der Lampe dorthin, wo er den Sprecher vermutete, als dieser alle Hemmungen abwarf und sich zeigte.

Aber wie!

Urplötzlich jagte er aus seiner Deckung hervor. Ein gewaltiger Schatten, der höher wuchs als ein Mensch, schrecklich fauchte, und Suko mit seiner Lampe genau gegen die weit geöffnete Schnauze dieses Untiers leuchtete…

***

Ein Werwolf!
Dem Inspektor schoß der Gedanke wie ein Blitzstrahl durch den Kopf. Damit hatte er nicht gerechnet, hätte allerdings mißtrauisch sein müssen, denn die entsprechenden Geräusche hatte er schließlich vernommen.
Ihm kam die Bestie turmhoch vor. Sie warf sich vor und hätte ihn mit ihrem mächtigen Körper zerdrückt, aber Suko wich blitzschnell zur Seite, nach rechts, weg von dem verdammten Gewässer. Er landete zwischen den Kissen. Der lange Lampenstrahl tanzte wie ein Irrwisch durch die graue Finsternis, ohne den Werwolf zu erwischen. Das war auch nicht nötig, denn er ergriff die Flucht auf seine eigene Art und Weise.
Suko sah ihn schräg durch die Luft hetzen, dann hörte er das Klatschen, und als er in die Höhe kam, sah er den Körper im Wasser treiben, zwischen den Krokodilen.
Suko begriff die Welt nicht mehr. Er fragte sich, ob ein Werwolf es schaffte, zwei Krokodile zu töten, was er nicht so recht glauben wollte. Das war auch kein Thema, denn etwas anders regte ihn viel mehr auf und ließ ihn fast an seinem Verstand zweifeln.
Das Wasser, vorhin noch dunkelgrün und auch undurchsichtig gewesen, verlor seine Farbe, als würde aus einer nicht mehr einsehbaren Tiefe Licht in die Höhe strahlen, die den See so durchsichtig machte wie Glas.
Suko konnte hineinschauen – und sah!
Er sah im wahrsten Sinne des Wortes, denn in der Tiefe des Teichs zeichnete sich eine subtropische Landschaft ab. Das mußte einfach die Insel sein, von der Aci gesprochen hatte.
Er und die beiden Bestien waren nicht mehr zu sehen. Suko sah nur die Landschaft, wo sich tatsächlich Menschen bewegten. Das Wasser verzerrte. Manchmal erschien es so, als brauchte er nur die Hand auszustrecken, um die Landschaft fassen zu können.
Das allerdings war eine optische Täuschung, wie Suko wußte.
Für ihn gab es nur zwei Möglichkeiten.
Springen oder bleiben!
Suko entschied sich für die erste – er sprang!

***

Es war furchtbar, denn meine drei Peiniger hatten es geschafft und mich in das bereits vorgefertigte Loch, das einem schmalen Schacht glich, hineingepreßt.
Die Arme lagen eng an meinem Körper. Was noch an leeren Resten vorhanden war, wurde durch den weichen Sand aufgefüllt, der mir wenig später gar nicht mehr so weich vorkam, denn er preßte meinen Körper von allen vier Seiten zusammen.

Wenn ich in die Höhe schaute, sah ich den dunklen Himmel weit über mir. Blickte ich zur Seite, fielen mir die drei Männer auf, die sich hektisch bewegten. Ich sah ihre Stiefel, einen Teil der Beine und auch die breiten, blanken Schaufelblätter, mit denen sie das Gemisch aus Sand und Lehm aufnahmen, um den Schacht zuzuschütten.

Die meiste Arbeit lag bereits hinter ihnen. Der Sand reichte mir schon bis an die Brust, und er würde in wenigen Minuten meinen Hals erreicht haben.

Schon jetzt hatte ich Mühe mit der Atmung. Der Druck war kaum zu ertragen. Je mehr Zeit verstrich, um so unerträglicher wurde er.

Wenn ich tief Luft holte, hatte es den Anschein, als würde der feine Staub sogar in meine Lungen dringen.

Wie eine Schicht aus Mehl hatte er sich über mein schweißnasses Gesicht gelegt. Ich stellte auch fest, daß die Wirkung der Droge nachgelassen hatte, nur half mir das in diesen Augenblicken nichts mehr. Aus eigener Kraft kam ich aus dem Sand nicht mehr heraus.

Ein Alptraum erfüllte sich. Was ich auf dem Bildschirm gesehen hatte, mußte ich nun grausam am eigenen Leibe erfahren, und die drei Helfer schaufelten weiter.

Sie nahmen die Schippen nicht mehr so voll. Schleuderten mir den restlichen Sand entgegen, der schon bald die Höhe meines Kinns erreicht hatte und nurmehr festgeklopft werden mußte.

Daß dabei der Schaufelrand über mein Kinn strich und eine schmale Wunde hinterließ, interessierte nur mich, nicht die drei Männer, die zurücktraten und aus meinem Blickfeld verschwanden.

Dafür kam eine andere Person.

Raphaela. Sie schlenderte näher. Ich sah ihre Beine, die hoch vor mir aufwuchsen und nicht enden wollten. Sie blieb eine Armlänge vom Loch entfernt stehen und schaute auf mich nieder, die Lippen zu einem Lächeln verzogen.

»Hast du die anderen Köpfe gesehen?« fragte sie mich.

»Nur… nur am Rande. Es ist zu dunkel.«

Sie nickte. »Es waren die Menschen, die gedacht hatten, stärker zu sein als wir.«

»Da kann man wohl nichts machen.«

»Sicher.« Sie wollte nicht mehr aus der großen Höhe auf mich herabschauen und kniete sich deshalb hin. Beide Hände stützte sie auf und spreizte dabei die Finger, um einen besonders guten Halt zu bekommen. So hatte ich sie auch auf dem Bildschirm gesehen. Jetzt fehlte nur noch der Wolf, dann war die Szene komplett.

»Schade!« flüsterte sie und streichelte mich mit einer Hand. »Eigentlich hast du mir ja gefallen, John.«

»Du mir weniger.«

»Sei nicht so abweisend. Du hättest dich anders verhalten müssen,

jetzt ist es zu spät.«

Ich verzog den Mund. Nicht freiwillig, denn aus dem Sand war ein Käfer gekrochen und krabbelte über meine Lippen. Essen oder zerknacken wollte ich den nicht gerade.

Raphaela klaubte mir den Käfer von den Lippen und zerdrückte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. »Die alte Insel muß bewahrt bleiben«, erklärte sie. »Die Magie der Wölfe darf nicht zerstört werden. Das mußt du einsehen.«

Ich sah überhaupt nichts ein, weil ich nur aus dieser verdammten Lage heraus wollte.

Aber wie?

Ich hatte Glenda suchen wollen, sie nicht einmal gesehen und stand jetzt mit einem Bein im Jenseits, denn das Werwolf-Begräbnis würde für mich das Ende bedeuten.

Ein langsames Ende, ein verfluchtes Dahinsiechen, ein Austrocknen, ein Fraß für Geier und Kleintiere. Und ich würde vor Durst schreien, bis ich keine Stimme mehr hatte.

Raphaela grinste mich an. »Hast du dir dein Dahinscheiden jemals so vorgestellt?«

»Bestimmt nicht.«

Sie lachte mich aus, drückte sich wieder hoch und winkte mir zu, wie jemand, der sich mal eben auf dem Bahnsteig verabschieden wollte. Nur galt dieser Gruß nicht mir, sondern einem Wesen, das aus dem finsteren Hintergrund erschien.

Ich sah es nicht, ich vernahm nur das Tappen der. Füße auf dem weichen Boden. Das Echo wurde bis an meine Ohren weitergeleitet.

Den Kopf brauchte ich nicht erst zu drehen, denn ich sah ihn schon sehr bald vor mir erscheinen und erinnerte mich zudem an die Szene, die mir der Bildschirm gezeigt hatte.

Raphaela war etwas zurückgetreten, um der Bestie Freiraum zu schaffen. Sie tappte näher, umkreiste mich einmal, und die mächtigen Füße schleuderten kleine Staubwolken in die Höhe, die auch gegen mein Gesicht wehten und mir das Atmen erschwerten.

Dann nahm der Wolf Platz. Er hockte sich auf seine Hinterläufe, drückte den Schädel vor und schaute mir aus seinen kalten, gelblichgrünen Raubtieraugen ins Gesicht.

Wie bestellt erhellte sich plötzlich die gesamte Szenerie. Nicht durch den Schein einer Lampe, am Himmel erschien eine natürliche Leuchte, der Mond.

Er war voll und rund, stand dort als blasses Auge und wob seinen bleichen Schein dem Erdboden entgegen.

Auf dem unheimlichen Friedhof vereinigten sich Licht und Schatten zu verwirrenden Mustern, was natürlich dem Werwolf gefiel, denn der Mond war die Quelle seiner Kraft.

Er hob seinen Kopf an und streckte ihn der runden Scheibe entgegen, um soviel Licht wie möglich zu tanken. Ich konnte ihn genau erkennen und bekam auch mit, daß der Mond seinen Schein über das Fell der Bestie schickte und es mit einem silbrigen Flimmer umgab.

Hinter mir nahm die Frau eine kniende Haltung ein und drückte mir ihre Hände auf den Kopf. Ich hörte ihre Stimme. Flüsternd gab sie mir das Rätsel der Insel preis.

»So wie es vor Urzeiten einmal war, wird es jetzt auch wieder sein. Der Mond verstreut seine Kraft. Die Wölfe sind überall auf der Welt. In der Gegenwart und in der Vergangenheit, die oft nicht gestorben, sondern nur verschwunden ist, wie diese Insel. Aber es sind Kräfte am Werk, die alles hervorholen werden. Und über allen steht der mächtige Götterwolf mit seinem Schatten.«

»Fenris?«

»Ja, der Urwolf, der noch vor den Menschen war. Du kennst es vielleicht nicht. Bevor es die Menschen gab, da waren schon die Wölfe, Sinclair. Sie sind mächtig, sie haben ihre Macht ausgeweitet, und niemand ist in der Lage, sie zu stoppen. Niemand – hast du verstanden?« Sie umfaßte meinen Kopf dermaßen hart, als wäre er eine Schale, die sie nur zu zerdrücken brauchte.

»Was wird auf dieser Insel geschehen?« flüsterte ich mit staubtrockener Stimme.

»Sie ist sehr wichtig für die Zukunft, Sinclair. Sie wird wieder hervorgeholt werden, um den Wölfen eine Zufluchtsstätte zu geben. Sie müssen einen Platz haben, um sich versammeln zu können. Deshalb haben wir sie auch aus der Vergangenheit geholt. Aci, ein mächtiger Zauberer und Schamane, hat dies geschafft.«

»Wird auch der Götterwolf dieser Insel einen Besuch abstatten?«

»Das hoffen wir. Er und all die anderen, die wir zu unseren Brüdern und Schwestern zählen.«

»Bist du denn ebenfalls ein Werwolf, Raphaela?«

»Nein, John, ich bin noch nicht soweit. Ich bin noch zu schwach. Gleich werde ich Aci bitten, mich in eine Wölfin zu verwandeln. Dann bin ich endlich aufgenommen in diesen wunderbaren Kreis.«

Nach dieser Erklärung nahm sie ihre Hände von meinem Kopf weg und stemmte sich in die Höhe.

Auch der Werwolf blieb nicht mehr sitzen. Er stellte sich aufrecht, drehte den Kopf, öffnete sein Maul und richtete die Schnauze gegen den bleichen Mond.

Plötzlich aber sprang er zurück. Eine Pfote huschte dicht an meinem Gesicht vorbei und hätte mir fast noch die Stirn aufgerissen. Ich hörte das warnende Knurren, das von Raphaela verstanden wurde und für sie wie eine Botschaft klang.

»Gefahr!« rief sie, drehte sich auf der Stelle und wandte sich an die

drei Männer. »Los, sucht sie, seht zu, daß…«

»Keine Bewegung mehr!« schrillte eine Stimme aus dem schattigen Dunkel. »Ich habe euch im Visier!«

Ich war wehrlos und glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu können. Denn die Frau, die den Befehl gerufen hatte, war keine geringere als Glenda Perkins…

***

Glenda wußte, daß alles schiefgehen konnte. Die Situation stand auf des Messers Schneide, und es kam ganz allein auf sie an, wie sie damit fertig wurde.

Sie hatte John Sinclairs Waffen gefunden, sich das Kreuz um den Hals gehängt, die Beretta in die linke und den Dolch in die rechte Hand genommen.

So erschien sie aus dem Dunkel wie ein rächender Geist. Ich konnte sie gut erkennen, sah das Zucken ihrer Mundwinkel – wahrscheinlich weinte sie. Und ich versuchte trotz meiner bescheidenen Lage so etwas wie ein Lächeln.

Aci, der Werwolf, seine Helferin Raphaela und die drei Männer, hatten sich tatsächlich nicht gerührt. Jetzt aber erkannten sie, wer da gekommen war, daß es nur eine Frau war, die zudem als Gefangene galt und die über sich selbst hinausgewachsen war.

Raphaela fand als erste die Sprache wieder. »Das darf doch nicht wahr sein!« keuchte sie. »Nein, das ist unmöglich! Willst du es wirklich versuchen?«

»Ja.«

»Hast du dich nicht übernommen?« Sie lachte, während der Werwolf ein drohendes Knurren von sich gab, aber nicht eingriff, weil er sicherlich die Magie des Kreuzes und des geweihten Silbers spürte.

Raphaela aber wollte sich beweisen. Sie ließ sich von beiden Waffen nicht beeindrucken, gab sich einen Ruck und schritt kurzerhand auf Glenda zu.

»Warte, Kindchen, ich werde dich noch holen. Das hast du nicht umsonst getan. Ich werde dich…«

»Keinen Schritt weiter, ich schieße!«

Raphaela lachte auf. »Eine wie du wagt das nicht!«

»Täusch dich nicht!«

Raphaela ging auf Glenda zu. Die Distanz war günstig für einen gezielten Schuß.

Obwohl es mir körperlich nicht möglich war, drückte ich Glenda die Daumen. Sie stand da wie eine Schattengestalt, bewegte ihren Kopf, weil sie alles möglichst unter Kontrolle halten wollte, blieb aber ansonsten ruhig.

»Gib mir den Revolver, Kindchen, er paßt nicht zu dir!«

»Bleib stehen! Es ist die letzte Warnung!«

Das kümmerte die Frau nicht. Sie nahm Glenda nicht ernst. Ihr Fehler, denn meine Sekretärin schoß.

In den Knall mischte sich der erstaunte Schrei der dunkelhäutigen Raphaela. Sie taumelte zur Seite, als hätte sie einen gewaltigen Faustschlag mitbekommen. Sand stob unter ihren wütenden Tritten in die Höhe. Dann kippte sie einfach um.

Auf dem Rücken blieb sie liegen, angestarrt von Glenda und den drei anderen Helfern.

Der Werwolf jaulte plötzlich auf. Glenda huschte zur Seite in das Dunkel zurück, ich hörte sie schreien, erkannte den Grund nicht und sah die drei Männer loshetzen. Sie liefen dorthin, wo sie Glenda vermuteten, um sie einzufangen.

Um mich allerdings kümmerte sich ein anderer.

Aci, der Werwolf, schlich auf mich zu. Den Körper dem Erdboden entgegengedrückt, seinen mächtigen Schädel etwas gedreht. Die Schnauze geöffnet, so konnte er quer mein Gesicht durchbeißen.

Nichts hatte ich, womit ich mich hätte wehren können. Ich steckte in dieser verdammten Grube und war froh darüber, noch atmen zu können. Aber wie lange noch?

Zehn Sekunden, weniger?

Ich rechnete mit der letzten Möglichkeit…

***

Glenda hatte nicht erkannt, ob die drei Männer bewaffnet gewesen waren. Wie dem auch war, sie würden immer schneller und ihr auch immer überlegen sein.

Sie hatten sich die Richtung sehr gut gemerkt, in die Glenda verschwunden war, und sie konnten sich fast lautlos bewegen, das merkte die Frau, als der erste plötzlich vor ihr erschien und sich ihr wie ein schreckliches Monstrum entgegenwarf.

Glenda stieß zu.

Sie hörte das Röcheln. Der Mann rutschte förmlich aus ihrem Blickfeld und fiel zu Boden. Als sie einen Blick auf die Klinge warf und dabei schwer atmete, sah sie die dunkle Flüssigkeit, die am Silber klebte. Sie hatte ihn erwischt, vielleicht getötet.

Noch waren die beiden anderen da.

Und die kamen aus dem Finsteren. Jetzt sah Glenda, daß sie bewaffnet waren, denn sie trugen lange Stöcke und wirbelten mit ihnen wie Artisten, so gut beherrschten sie ihre Waffen.

Auch ein Zurückweichen hatte keinen Sinn. Sie suchte sich ein Ziel aus, richtete die Mündung der Beretta auf sie, das heißt, sie wollte es, aber die Kerle waren zu schnell.

Bis zu dem Augenblick, als eine dritte Gestalt auftauchte. Noch ein

Helfer?

Glenda sah den Mann, wie er einem der Stockträger in den Nacken sprang und zudrosch.

Sie hörte einen erstickt klingenden Schrei, der Mann richtete sich noch einmal auf, als wollte er dem Mond entgegenspringen, dann fiel er zusammen und rührte sich nicht mehr.

Plötzlich war der andere neben ihr. Wie einen langen Schatten sah sie den Stock nach unten sausen, wollte ihren Arm zur Seite ziehen und schaffte es nicht mehr.

Der Stock traf die Beretta, die ihr aus den Fingern gewirbelt wurde und im Sand liegenblieb.

»Töten!« gurgelte der Farbige mit dem bemalten Gesicht, »ich werde dich töten!«

Er hatte bereits den Arm zu einem mörderischen Schlag erhoben.

Glenda wollte noch zurückweichen, als sie der heftige Stoß an der Hüfte erwischte und sie zu Boden schleuderte.

Der Stock zerschnitt die Luft mit einem häßlich klingenden Pfeifen, erwischte sie nicht, sondern fegte durch die restlichen Haare eines aus dem Boden wachsenden Schädels.

Glenda rollte sich auf den Rücken. Sie erkannte plötzlich, wer ihr Helfer war und wollte es nicht glauben.

Suko kümmerte sich um den Farbigen. Der war gewandt wie ein Tänzer, aber noch schneller schlug Suko mit den beiden Handkanten zu, die wie Scherenschläge den heimtückischen Mordgesellen trafen.

Dessen Kopf zitterte, als wollte er vom Schädel fallen, er blieb, nur der Mann selbst fiel. Mit einem dumpfen Laut landete er dicht neben Glenda, der plötzlich der Silberdolch aus der Hand gerissen wurde. Im nächsten Moment war Suko schon verschwunden, und sie fragte sich, ob sie nun geträumt hatte oder nicht…

***

Die Bestie roch widerlich. Es war ein scharfer Raubtiergeruch, der in meine Nasenlöcher strömte und aus dem offenem Maul drang. Aci hatte sich in einen Werwolf verwandelt und wollte mich nicht der Sonne preisgeben, sondern mich zerbeißen.

In diesen Sekunden durchlitt ich eine wahnsinnige Angst. Dabei hatte ich nicht einmal die Kraft, laut zu schreien. Ich wußte auch nicht, ob Glenda noch einmal eingreifen konnte, es war nicht nötig, hinter der Bestie erschien ein Schatten, der sich innerhalb einer winzigen Zeitspanne in eine wahre Kampfmaschine verwandelte und mit einem mächtigen Tritt den Wolf von mir wegschaffte.

Der Körper überrollte sich, ich glaubte, in dem Schatten Suko zu erkennen, auch wenn er eine Mütze trug, dann erreichte ein urwelthaftes Fauchen meine Ohren, das der Wolf aufgestoßen hatte,

als er wieder auf seine Beine schnellte.
Da stand Suko vor ihm, und er hatte den geweihten Silberdolch.
Aus dem Hintergrund lief Glenda herbei, immer wieder meinen Namen rufend. Sie bewaffnete sich mit einer Schaufel, weil sie anfangen wollte zu graben. Ich mußte ja aus dem Loch raus.
Der Wolf wich zurück. Er spürte die Kraft des Silbers, aber Suko blieb ihm auf der Spur. »Den Rückweg, Aci!« sprach er die Bestie an.
»Wir wollen alle wieder zurück. Diese Welt muß zerstört werden, hörst du? Ich will sie zerstört haben!«
Die Bestie schüttelte sich. Wahrscheinlich hatte sie Suko verstanden, wollte seinen Forderungen nicht nachkommen.
Ich hatte mittlerweile genug erfahren, so daß ich mir meine Gedanken machen konnte.
»Glenda, das Kreuz!« keuchte ich. »Die Formel! Ruf die Formel. Sie wird das Böse vernichten, auch diese Welt.«
»Und wir, John?«
»Ruf sie!«
Glenda ließ die Schaufel fallen, umfaßte das Kreuz öffnete den Mund und gerade stieß Suko zu.
Der Dolch verschwand mit der Klinge im Fell der Bestie. Ein markerschütternder Urschrei fegte dem Mund entgegen, vermischt mit einem Heulen, wie ich es so lange nicht mehr gehört hatte. Der Ungeist des Macumba-Zaubers wurde in diesem Moment vernichtet, und ebenfalls diese verdammte Welt, denn Glenda kniete dicht vor mir, hielt mein Kreuz mit beiden Händen fest, obwohl die Kette noch um ihren Hals hing und rief mit lauter Stimme die große Formel.
»Terra pestem teneto – salus hic maneto!«

***

Die Erde soll das Unheil halten, das Heil soll hierbleiben! So lautete die Übersetzung, und sie paßte genau in diese verdammte Welt des Unheils hinein.
Was alles geschah, bekamen wir nicht mit, denn wir erlebten so etwas wie einen Untergang und einen gleichzeitigen Neubeginn.
Kräfte, die kein Mensch kontrollieren konnte, zerrten an uns, schleuderten uns weg, nahmen uns mit, fügten uns wieder zusammen und entließen uns aus dieser verdammten Dimension, um uns zurück in die Gegenwart zu schleudern.
Hinein in unsere Zeit, hinein in unsere Welt und an einen Ort, den wir kannten.
In das Hinterzimmer der Bar, wo vieles noch genauso aussah, sich aber etwas Wichtiges verändert hatte.
Der Teich war verschwunden!
Er hatte den Zugang zu der anderen Dimension geschaffen. Es gab

ihn nicht mehr, und es gab auch die Krokodile nicht. Vor uns lag der normale Fußboden, und wir starrten uns im ersten Augenblick an, als wären wir Fremde.

Bis Glenda mir in die Arme fiel, lachend und weinend zugleich.

Suko faßte sich an den Kopf, er ging zur Seite und blieb dann nahe der Tür stehen.

»John«, hörte ich Glenda flüstern. »Mein Gott, haben wir das alles geträumt?«

»Wohl kaum.«

»Was macht dich so sicher?«

»Erstens spüre ich noch immer den Druck des verdammten Schachtes und zweitens – schau her!«

Ich ging etwas zur Seite, schüttelte meine Ärmel, und Glenda konnte zuschauen, wie der Sand aus den Öffnungen rieselte und sich auf dem Boden verteilte.

»Brauchst du denn noch mehr Beweise?«

Sie bewegte den Kopf. »Bestimmt nicht, John, bestimmt nicht. Ich möchte diese Insel so schnell wie möglich aus meinem Gedächtnis streichen.«

»Das ist die beste Lösung, Mädchen. Aber weißt du was? Ich habe einen wahnsinnigen Durst.«

Den Wunsch hatte auch Suko verstanden. »Galant öffnete er uns die Tür. Bitte sehr, bis zur Theke sind es nur wenige Schritte…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 089 »Das Voodoo-Syndikat«